

REZENSIONEN

NIKOLAOS H. TRUNTE: *Slavia Latina [Slavia latina]. Eine Einführung in die Geschichte der slavischen Sprachen und Kulturen Ostmitteleuropas* (= Slavistische Beiträge 482) Otto Sagner: München, Berlin 2012. LXVIII, 787 S. ISBN 978-3-86688-207-2. (ISBN e-Book 978-3-86688-208-9).

Erneut ist es TRUNTE gelungen, eine ebenso umfangreiche wie gehaltvolle Einführung in einen Teilbereich der Slavistik vorzulegen, die allgemeine Beachtung verdient. Nachdem Trunte bislang v.a. die kyrillisch-schriftlich-orthodoxen Räume der Slavia und deren griechische Grundlagen zum Gegenstand teils recht umfangreicher Einführungen respektive Überblickswerke gemacht hatte¹, war nun der lateinisch-schriftliche, in der Regel katholische bzw. protestantische Teil der Slavia an der Reihe. Auch dieser Aufgabe hat sich Trunte in gewohnter Weise gewachsen gezeigt und wieder ein Kompendium vorgelegt, das über die Notwendigkeiten einer Einführung weit hinausgeht.

Trunte führt den Leser, nach einem umfangreichen ‚Vorspann‘ von bald 60 Seiten mit Einleitung, Abkürzungs-, Umschrift-, Literaturverzeichnis sowie Schrifttafeln und einem knappen Abriss (d.h. einer Kurzgrammatik) des Gemeinslawischen etc., chronologisch durch die westliche und südliche Slavia. Im Weiteren wird v.a. Bezug auf die Teile des Buches genommen, die den südslawischen Sprachräumen gewidmet sind.

Hierbei folgt in Teil I nach drei einleitenden Kapiteln, die die Grundlagen für alles Weitere legen und sich mit der Slavia und ihrer Gliederung (S. 1–44), der Akkulturation der Slawen (S. 45–83) und der Rolle des Kirchenslawischen in der Slavia Latina (S. 84–119) – wobei Trunte sich in Kap. 2 und 3 intensiv auch mit der Missionsarbeit von Kyrill und Method und ihren kulturellen und auch sprach- und schriftgeschichtlichen Folgen auseinandersetzt – beschäftigt, mit Kap. 4 noch eines, das die Rolle und die Funktionen der „Vatersprache“ Latein sowie der mittelalterlichen und

1 Vgl. vom selben Autor etwa: TRUNTE, Nikolaos H.: *Словѣньскѣи ѡзыкъ [Slověňskĕi jazyk]*. Ein praktisches Lehrbuch in 30 Lektionen. Zugleich eine Einführung in die slavische Philologie. Band 1: Altkirchenslavisch. 5., völlig neu bearb. Aufl. (Studienhilfen 1; Slavistische Beiträge 264). München: Otto Sagner 2003; TRUNTE, Nikolaos H.: *Славѣнскѣи ѡзыкъ [Slavěnskĕi jazyk]*. Band 2: Mittel- und Neukirchenslavisch + Beiheft: Sachweiser und Glossar. Zugleich eine Einführung in die slavische Philologie. Durchgesehener Nachdruck der 1. Auflage von 1998 (Studienhilfen 9; Slavistische Beiträge 370). München: Otto Sagner 2001; TRUNTE, Nikolaos H.: *Minima Graeca. Eine Einführung in das Griechische für Slavisten in 15 Lektionen* (Studienhilfen 16; Slavistische Beiträge 456). München: Otto Sagner 2007 (dazu die Rezension des Rez. in: *Zeitschrift für Balkanologie* 47/1, 2011, S. 129–131); aktuell nun die Neubearbeitung: TRUNTE, Nicolina: *Славѣнскѣи ѡзыкъ [Slavěnskĕi jazyk]*. Ein praktisches Lehrbuch des Kirchenslavischen in 30 Lektionen. Zugleich eine Einführung in die slavische Philologie. Band 2: Mittel- und Neukirchenslavisch. 2., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage (Slavistische Beiträge 494). München, Berlin, Washington/D.C.: Otto Sagner 2014.

später humanistischen lateinischen Literatur und der sie tragenden Bildungseinrichtungen etc. innerhalb der *Slavia* zum Gegenstand hat (S. 120–151).

Teil II behandelt „Die *Slavia Latina* im Mittelalter“ und ist in vier Kapitel nach den drei hauptsächlich verwendeten slawischen Sprachen (Altkroatisch [S. 152–194], Altschechisch [S. 195–242] und Altpolnisch [S. 243–294]) sowie der zusammengefasst als „Peripherie der *Slavia Latina*“ bezeichneten Sprachgemeinschaften des Slowakischen, Slowenischen und Westlechitischen (Polabisch und Sorbisch), die nach vereinzelt Vorläufern erst mit der Reformation tatsächlich eine eigene Schriftlichkeit entwickelten (S. 295–343), eingeteilt. Spätestens in diesem Abschnitt zeigt sich neben der fundierten Kenntnis des abgehandelten Stoffs, die alle einführenden Werke Truntes auszeichnet, noch ein weiterer Vorzug, der diese Bücher auch prinzipiell als Unterrichtswerke geeignet macht: Alle Sprachen und Sprachstufen werden durch kurze Textstücke illustriert, denen bisweilen Transliterationen (bei glagolitischen Beispielen) und oft auch Kommentare (v.a. zu Grammatik und Wortschatz) beigegeben wurden. Gleichzeitig sind gerade diese Textbeispiele aber auch ein Punkt, der (wie etwa schon seine Einführung ins Griechische für Slawisten; s.o. Anm. 1) die Frage aufwirft, für welchen Benutzerkreis das Werk eigentlich geschrieben ist: Für die meisten Bachelor-Studenten dürfte hier schnell die Grenze der Überforderung erreicht sein (so wie Rez. zu Beginn seines Studiums durch die Lektüre von Paul Diels' *Slawische Sprachen und Völker* aufgrund der Fülle des gebotenen Materials bald überfordert war). Am ehesten scheint das Buch zur Examensvorbereitung geeignet zu sein, da alles bereits Gelernte samt einigen/etlichen Ergänzungen inkl. Textbeispielen noch einmal kompakt vor dem Leser ausgebreitet wird.

Teil III behandelt ebenfalls wieder in vier Kapiteln „Die *Slavia Latina* vom Humanismus zum Barock“ (S. 344–548). Hier sind dem Südslawischen die folgenden Abschnitte gewidmet: Kap. 9.2.–4. (S. 344–363), in denen es um die Rezeption der Renaissance an der Ostküste der Adria, v.a. in Dubrovnik, die dialektale Aufteilung des Štokavischen und die Anfänge der štokavischen Literatur eben in Dubrovnik geht; Kap. 9.5. (S. 363–368) ist dem slawischen Anteil an der ungarischen Renaissance-Literatur gewidmet. In Kap. 10 wird nur Ost- und Westslawisches besprochen, Kap. 11 befasst sich dann mit der deutschen Reformation und ihren Auswirkungen auf die slawischsprachigen Gebiete. In Kap. 12 „Gegenreformation und Barock“ (S. 491–548) finden sich zwei Abschnitte, die sich vorrangig mit dem Balkan befassen: Der erste, der sich mit der Ausbreitung des Habsburgerreiches nach Südosten befasst (12.1., S. 491–497) und der vierte (12.4., S. 516–524), der sich der Durchsetzung des Štokavischen im Barockzeitalter widmet.

Teil IV „Von der Aufklärung bis zur Gegenwart“ enthält wieder einen Abschnitt über das Habsburgerreich (13.3., S. 568–576) und weiter zwei Abschnitte zur Dialektologie des Slowenischen und dessen Entwicklung im Zeitalter der Aufklärung (13.5.–6., S. 582–594). Im der ‚Slawischen Wiedergeburt‘ gewidmeten vierzehnten Kapitel (S. 610–679) ist zunächst die Einleitung zur *Slavia latina* nach dem Wiener Kongress (14.1., S. 610–626 *passim*) relevant, dann die beiden abschließenden Abschnitte zum Illyrismus (14.7.–8., S. 668–679). Im fünfzehnten Kapitel „Gemeinsamkeit und Abgrenzung“ (S. 680–710) stellt Trunte gleich eingangs fest, dass mit 1918 die *Slavia latina* letztlich ende, da mit diesem Bruch und der damit einhergehenden Neugründung von Staaten (etwa Jugoslawiens), in denen sich teils aus gänzlich ver-

schiedenen Traditionen stammende Völker zusammenfanden, sich der bis dahin bestehende Block ebenso wie das zuvor durchaus noch vorhandene Bewusstsein einer Zusammengehörigkeit aufgelöst habe. Dem Kroatischen und seiner Entwicklung gewidmet ist der Abschnitt 15.3. (S. 688–691). Bereits S. 681 bringt Trunte erstmals sein Steckenpferd Esperanto ins Spiel, das er gern als neue „Vatersprache“ Europas (nach dem Mittellatein) sehen würde, zumal es im Raum der *Slavia latina* entstanden sei, sein Erfinder Zamenhof aber ein im mehrsprachigen Bialystok aufgewachsener, mit dem Polnischen vertrauter, zu Hause meist russisch sprechender Jude war, der mithin die *Slavia latina*, *othodoxa* und *judica* in sich vereinte (S. 681, 723). Ausführlich geht er auf diese Idee noch einmal im sechzehnten und letzten Kapitel (S. 711–742) ein, in dem sich auch ein Abriss der Geschichte und der grammatischen Struktur des Esperanto findet. Dass sich diese künstliche Sprache irgendwann einmal aber über einen kleinen Kreis von Nutzern hinaus verbreiten wird, ist nach Ansicht des Rez. freilich kaum anzunehmen, die Stellung des Englischen ist hier wohl schon zu übermächtig.

Beschlossen wird das Buch von einem Personenregister (S. 743–766) und einem Orts- und Völkernamenverzeichnis (S. 767–787).

Insgesamt muss man Trunte (und uns) zu dem hier vorgelegten Werk beglückwünschen, auch wenn es einzelne Mängel aufweist wie etwa die in die Dutzende gehende Zahl an Tippfehlern: Es ist ein in der für seine Arbeiten üblichen gründlichen Art und Weise gearbeitetes Werk und versammelt eine riesige Menge an Fakten. Hervorzuheben ist wieder einmal die durchgehende Illustration von Entwicklungen in den Sprachen anhand von umfangreichen, meist kommentierten Textbeispielen. Die Faktenfülle ist aber zugleich auch (zumindest für Studierende der niederen Semester) wohl das größte Problem: Der Leser wird davon fast erschlagen, zumal wenn er keine Vorkenntnisse hat, der rote Faden geht leicht einmal verloren und ist dann schwer wiederzufinden. Die chronologische Darstellung der Vorgänge bringt es mit sich, dass es recht umständlich ist, sich über die durchgehende Entwicklung eines Gebiets/Sprachraums/Kulturraums zu informieren. Freilich bietet die gewählte Darstellungsweise den Vorteil, dass man rasch an Informationen über parallele und sich oft genug ja auch gegenseitig beeinflussende Entwicklungen in den verschiedenen Sprachräumen kommt. Die perfekte Darstellungsweise kann es hinsichtlich eines solch umfangreichen geographischen und zeitlichen Rahmens, wie er hier behandelt wird, wohl kaum geben, die hier gewählte hat jedenfalls weiter den Vorteil, nicht in die weit verbreitete Beschränktheit und Engstirnigkeit der nationalen Sprach- und Kulturgeschichtsschreibungen, die sich in Südosteuropa zumal nach den Umbrüchen nach 1989 (wieder) ausgebreitet hat, verfallen zu können.

Trotz der genannten Probleme kann man das Buch als ein- und teils auch weiterführende Darstellung der *Slavia latina* durchaus empfehlen, auch wenn sich für dieses ja primär für den universitären Unterricht konzipierte Werk wieder einmal die Frage stellt, in wie vielen Fällen es sich problemlos und möglichst in seiner Gesamtheit in den slawistischen Unterricht, wie er sich heute darstellt, wirklich integriert werden kann.

Jena/Halle (Saale)

HARALD BICHLMEIER

ANA KARAMINOVA: *Bulgarische Videokunst. Dokumentarische Strategien und gesellschaftskritische Aspekte*. epubli: Berlin 2015. 220 S. ISBN 9783737522069.

Das vorliegende Buch leistet einen gewichtigen Beitrag zur bildwissenschaftlichen Ausarbeitung der Videokunst in Bulgarien mit Rückbezug auf den spezifischen gesellschaftspolitischen Kontext in diesem Land in den 1990ern Jahren und bis ins Jahr 2010 hinein. Die politische Wende von 1989 und ihre Folgen für die Kunstpraxis in den postsozialistischen Ländern ist ein von Seiten der Kunstgeschichte bislang nur ungenügend berücksichtigter Gegenstand geblieben. Dies ist zu bedauern, denn die künstlerischen Aktivitäten der Nachwendezeit – das zeigt KARAMINOVAS Untersuchung der bulgarischen Videokunst in aller Deutlichkeit – ist reich an innovativen Praktiken, mit denen die Künstler unter anderem auf die sozialpolitischen Umwälzungen in ihrem Land reagiert haben. In Bulgarien beschleunigten der Zusammenbruch des Staates, die Massenproteste und der Regierungswechsel die Suche nach den neuen künstlerischen Ausdruckformen jenseits des staatlichen Ausbildungssystems und herrschenden Kunst-Geschmacks. Die Autorin konstatiert gar „eine Explosion an Kunstaktionen“ (S. 9), die im Zuge des gesellschaftlichen Wandels das traditionelle Verständnis von Kunst aufbrach und Veränderungsprozesse initiierte.

Die Wahl der Verfasserin fiel nicht zufällig auf das Medium Video und die Akteure der Videokunst. Folgt man der zentralen Argumentationslinie der vorliegenden Untersuchung, so kam den KünstlerInnen gerade das „neue“ Medium Video – im Westen längst etabliert, in Bulgarien jedoch erst im Zuge der Veränderungsprozesse durchgesetzt – als ein lebendiges Instrument für eine künstlerische Auseinandersetzung mit der „Wirklichkeit“ im Land besonders entgegen. Eine schnelle Reaktion auf die Ereignisse, deren kritische Reflexion sowie deren Publikmachen außerhalb von Landesgrenzen auf internationalen Kunst- und Videofestivals, Ausstellungen und Workshops war den bulgarischen KünstlerInnen in diesen „stürmischen Zeiten“ (Terziev) offenbar starkes Bedürfnis. Der Künstler Krassimir Terziev stellt im dem Buch beigefügten Interview „eine mechanische Aufnahme der Realität“, das heißt die dokumentierende Funktion, als einer der entscheidenden Vorteile des Mediums heraus. So konnten etwa künstlerische Aktionen im öffentlichen Raum ohne großen Aufwand aufgezeichnet und verbreitet werden. Aber auch die Inszenierung, Manipulation und ästhetische Transformation des Motivs mit den spezifischen Mitteln des Mediums wurde zum Bestandteil einer Bildpraxis, die ganz wesentlich die neuen zeit- und kontextspezifischen künstlerischen Ausdruckformen prägte.

Die Fokussierung der politischen und gesellschaftlichen Dimension der Videokunst in Bulgarien geht in Karaminovas Untersuchung mit einer fundierten Reflexion von visuellen Bildsprachen und medialen Produktionsbedingungen einher. Auf diese Weise geht die Autorin der Gefahr aus dem Weg, die Kunstwerke einseitig und illustrativ zur Beschreibung von äußeren Umständen zu gebrauchen. Stattdessen zeichnet ihr Beitrag – mit einem klaren bildanalytischen Anspruch – den Spannungsbogen „zwischen sozialpolitischen Ereignissen und ihrer kritischen Reflexion“ (S. 7) mit den spezifischen Mitteln der (Video-)Kunst nach.

Nebst Einleitung wird im einführenden zweiten Kapitel (S. 17–54) der historische und politische Rahmen erläutert, die Veränderungen in der Kulturszene nach 1989 nachgezeichnet und das für die vorliegende Untersuchung zentrale Begriffspaar

„künstlerische Sozialkritik“ vorgestellt. Darauf schließt das dritte und längste Kapitel mit den Werkanalysen (S. 55–122) an. In diesem werden insgesamt sieben Arbeiten der bulgarischen KünstlerInnen Nedko Solakov, Adelina Popnedeleva, Luhezar Boyadjiev, Nadezhda Oleg-Ljahova, Cvetan Krastev, Vladimir Mitrev und Krassimir Terziev ausführlich besprochen. Die Werke sind nach drei thematischen Aspekten eingeteilt: *Porträts* (von Einzelpersonen und gesellschaftlicher Gruppen), Stadt- und Natur-*Räume* sowie (nationale) *Identitäten*. In diesem Abschnitt werden die zentralen Themen und stilistischen Merkmale der Werke herausgearbeitet.

Die Werkanalyse erfolgt nach einem von der Verfasserin hierfür entwickelten vierstufigen Interpretationsmodell, welches sie wie folgt zusammenfasst: „Im ersten Teil [der Werkanalyse] wird durch Beschreibung die formale und ästhetische Wahrnehmung des Werkes erfasst. Als zweites werden die kompositorischen Elemente aufgeführt und eine erste Interpretation vorgenommen. Der dritte Schritt soll die kunsthistorischen Aspekte des Videos komparativ hervorheben. Als letztes werden die formalästhetischen Strategien zur Erlangung einer zeithistorischen Stellungnahme des Künstlers/der Künstlerin herausgearbeitet“ (S. 54).

Im Kapitel 4 (S. 123–150) der Untersuchung werden die visuellen Strategien der besprochenen Videokunstwerke unter dem Stichwort „dokumentarische Ästhetik“ – als eine direkte Bezugnahme auf die Ereignisse einerseits und als Ausdruck von damit zusammenhängenden subjektiven Erfahrungen und Emotionen andererseits – diskutiert und auf ihre Bedeutung als „dokumentarische Fiktion“ sowie als *monumentum sensationes* (Zeugnis von Empfindungen) hin pointiert. Der Begriff Dokumentation wird hier nicht im Sinne eines Abbilds, sondern als künstlerische Haltung zur umgebenen Lebenswelt verstanden. Im darauf folgenden, abschließenden Kapitel (S. 151–166) wird die Kontextualisierung der besprochenen Kunstwerke vorgenommen, wobei insbesondere die Unterschiede, die Spezifika der Videokunst in Bulgarien, im Hinblick auf die internationalen Videokunst-Tendenzen thematisiert sowie Lösungsvorschläge zur Herangehensweise an diese Kunst und ihre Kontextualisierung angeboten werden. Das Buch stützt sich auf ein umfangreiches, eigens hierfür erschlossenes Quellenmaterial, als dessen wesentlicher Bestandteil private Videosammlungen bulgarischer KünstlerInnen fungiert haben. Abgerundet wird die Arbeit durch ein Fazit und einen erweiterten Anhang.

Die Auswahl der Werke für die exemplarische Analyse erfolgte (neben der künstlerisch-ästhetischen Qualität der Arbeiten als ausschlaggebendes Kriterium) nach dem Prinzip ihrer „gesellschaftskritischen Relevanz“ – einer erkennbaren inhaltlichen Auseinandersetzung mit sozialpolitischen Themen. Auf der einen Seite ist die Auswahl damit gut begründet. Auf der anderen Seite schleicht sich bei der Lektüre das Gefühl ein, dass sich unter ausgeblendeten Werkbeispielen (Werke, die, wie die Verfasserin einleitend betont, „lediglich abstrakter Formen bedienen und/oder virtuelle Welten erzeugen“) noch etliche befinden, deren Aussagewert im Hinblick auf das Phänomen „Bulgarische Videokunst“ nicht weniger aufschlussreich sein könnte.

Die Forschungsergebnisse – darin liegt klar ein Vorteil der vorliegenden Untersuchung – stützen sich in weiten Teilen auf die Zeugenschaft der KünstlerInnen; mit zahlreichen Akteuren hatte die Verfasserin im Zuge ihrer Recherchearbeit Gespräche geführt. Das Buch berichtet somit aus erster Quelle. Wie eingangs schon erwähnt, ist

das Gespräch mit Krassimir Terziev dem Buch im Anhang beigelegt. An dieser Stelle hätte man sich gewünscht, dass zumindest ein weiteres Gespräch in voller Länge als Perspektivenwechsel und zum Vergleich abgedruckt wäre. Die zusammenfassenden Bemerkungen der Verfasserin im Fazit decken sich stellenweise allzu sehr mit den Statements Terzievs im beiliegenden Interview. Auch die Frage, inwiefern die bulgarische Videokunst als ein Zeitgeist-Archiv der Nachwendezeit in diesem Land zu verstehen ist, bleibt letztendlich weiter zu diskutieren. Insgesamt aber ist Karaminovs Beitrag ohne jeden Zweifel ein Glücksfall. Denn hier wird entlang einer gut nachvollziehbaren Argumentationslinie ein wichtiges und bislang stark unterbelichtetes Kapitel aus der Geschichte der europäischen Videokunst in die gegenwärtige Kunstgeschichtsschreibung integriert.

Bulgarien ist heute ein Mitglied der Europäischen Union. Die einst inoffiziellen bzw. nicht-traditionellen Kunstformen, darunter die Videokunst, sind dort mittlerweile institutionell legitimiert und popularisiert. Doch gerade die Aufbruchstendenzen der Nachwendezeit waren für das heutige Bild der zeitgenössischen Kunst in Bulgarien prägend. Der vorliegende Band macht diese Entwicklungen für den Leser greifbar.

Berlin

DENIS GRÜNEMEIER

ЕВГЕНИЯ ТРОЕВА: *Религия, памет, идентичност. Българите мюсюлмани* [Religion, Erinnerung und Identität. Die bulgarischen Muslime]. Академично издателство „Проф. Марин Дринов“: София 2011. 186 S. ISBN 978-954-322-425-8.

Die Frage nach der Identitätsvielfalt der muslimischen Bulgaren (oftmals auch als Pomaken bezeichnet) stellt ein Forschungsgebiet dar, welchem sich seit geraumer Zeit zahlreiche Wissenschaftler/innen widmen. Zu ihnen zählt auch Evgenija ТРОЕВА, die mit dem vorliegenden Werk eine aufschlussreiche Studie vorlegt, in der sie historische mit aktuellen, politische mit gesellschaftlichen und religiöse mit modernen Aspekten verknüpft, welche sich in das kollektive Bewusstsein der Bulgarisch sprechenden muslimischen Gemeinschaft in den Zentralrhodopen eingepägt haben und die in drei größeren Kapiteln besprochen werden. In einer kurzen Einführung, in der die Autorin theoretische Grundzüge der Bedeutung religiöser Kultur und ihrer Funktionen, der Gedächtniskultur und der Identitätsforschung umreißt, weist sie auf die Problematik hin, mit der die Untersuchung der pomakischen Kultur verbunden ist. Neben den facettenreichen Identitätsmustern, die in den meisten Fällen religiös (pomakisch oder türkisch) oder sprachlich (bulgarisch) gelagert sind, setzt sie sich kritisch mit einigen Thesen auseinander, die in diesem Zusammenhang in den letzten Jahren aufgekommen sind (S. 17–19, siehe dazu auch das Werk in Herausgeberschaft von Evgenija IVANOVA 2014).

Der erste große Abschnitt ist der spirituellen Bedeutung des Berges Svoboda (bulg. връх Свобода) und dem sich darauf befindlichen Grabmal des Enichan gewidmet. Diesem osmanischen Kämpfer, der von einigen Muslimen als Heiliger verehrt wird und um dessen Leben und Tod man sich zahlreiche Legenden erzählt, wurde im Jahre 2004 auf dem Gipfel ein monumentales Grabmal gesetzt, welches je-

doch nicht unumstritten ist. Während die muslimische Bevölkerung darin eine Würdigung der islamischen Kultur und ein historisches Vermächtnis sieht, reagieren orthodoxe und nationale Strömungen irritiert und werfen den Muslimen vor, den jahrhundertelangen Besatzern und Islamisierern Bulgariens nun auch noch ein Denkmal zu setzen (S. 40). Durch diesen Streit habe der Ort auch in der Presse einen hohen Bekanntheitswert erlangt und sich immer mehr zu einem Wertesymbol entwickelt, in dem die orthodoxe Seite ebenfalls ihre Nische zu suchen begann und ihrerseits den Bezug zu Momčil Junak herstellte, dem mittelalterlichen bulgarischen Herrscher in den Rhodopen und in Westthrakien, der im Kampf gegen die Osmanen sein Leben ließ und in der Folklore des Landes eine wichtige Rolle spielt.

Vor diesem Hintergrund konnte es auch zu außergewöhnlichen Initiativen kommen, so dass Aktivisten der bulgarischen Nationalbewegung IMRO in der Nähe des Bauwerks eine Gedenktafel zu Ehren Momčils anbrachten, woraufhin die Sakralisierung des Ortes immer mehr zu einem Politikum wurde und sich beide Seiten in polemische Auseinandersetzungen verwickelten (S. 44). Dies zeugt einmal mehr von der Schwierigkeit, die muslimische Kultur in Verbindung mit den Empfindungen der Pomaken im öffentlichen Raum zu etablieren, denn von der Mehrheitsbevölkerung kann darin schnell eine Provokation gesehen werden, die angeblich die osmanische Unterjochung glorifiziere und gleichzeitig die historischen Geschehnisse verharmlose und deren tatsächliche Ausmaße verunglimpfend darstelle. An diesem Punkt wird deutlich, wie wenig man die jeweils andere Perspektive nachzuvollziehen versucht, und anstatt den Dialog zu suchen und das gemeinsame Erbe zu würdigen, beschreibt Evgenija Troeva, dass bewusst der Weg der Konfrontation eingeschlagen werde. So beschloss man, mit einem Priester auf den Berg zu steigen, auf dem ebenso ein thrakisches Heiligtum vermutet wird, und die Gedenktafel zu weihen, was wiederum auf die politische Instrumentalisierung des Ortes hinweise (S. 45–47). Es ginge letztlich darum, die bulgarischen Muslime zu manipulieren und man versuche, ein Pendant zum Denkmal auf dem Šipkapass zu errichten – so laute die verbreitete Meinung der christlichen Anwohner der Region, mit denen die Autorin Interviews führen konnte. Im Gegensatz dazu seien die örtlichen Pomaken in recht unterschiedliche Meinungsgruppen einzuteilen, während es auf beiden Seiten zahlreiche Sagen und Legenden über die tatsächliche Biographie des Enichan gäbe (S. 49–64).

Die Autorin wertet systematisch und detailliert die Aufzeichnungen aus, die sie unter der Bevölkerung sammeln konnte und erkennt deutliche Unterschiede zu früher vorherrschenden Meinungsbildern. So sei nach einer weiträumigen medialen Diskussion die in den 1990er Jahren dominierende Vorstellung nahezu verschwunden, Enichan sei ein General gewesen (S. 61). Besonders interessant ist, dass einige Muslime dem Ort eine heilende Kraft zuschreiben, die sogar mit einer Pilgerfahrt nach Mekka verglichen werden könne, wodurch gleichzeitig seine Mythologisierung vorangetrieben werde und woraus sich auch erkläre, warum der Berg so beliebt für das oftmals mehrere Tage andauernde Opferfest Kurban Bayram sei. Insgesamt sei davon auszugehen, dass der Kult um Enichan eines der wichtigsten Elemente der Identität und der kollektiven Erinnerung für die bulgarischen Muslime in der Umgebung markiere (S. 66–77).

Im zweiten Teil diskutiert die Verfasserin die Bedeutung des Wallfahrtsortes auf dem Berg Krästova Gora sowie das Verhältnis der bulgarischen Muslime zur Ortho-

doxie, welches besonders durch die ersten Zwangstauen und Namensänderungen ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts nachhaltig getrübt wurde. Umso interessanter ist die Feststellung der Autorin, es gäbe Orte, die sowohl für orthodoxe als auch für muslimische Bulgaren eine wichtige symbolische Bedeutung tragen würden. Auf dem Berg befindet sich heute ein Kreuz, welches im Laufe der Zeit immer stärker mystifiziert wurde und um das zahlreiche Legenden existieren. Troeva stellt heraus, dass nach den Ereignissen der Balkankriege eine Kultstätte konstruiert wurde, die zunächst durch die Aktivitäten des Staates, der Kirche und zahlreicher Organisationen entstehen konnte und so in den 1930er Jahren durch den Wahrsager Jordan Stojčev als orthodoxes Heiligtum entdeckt wurde. Ein eisernes Kreuz wurde aufgestellt, welches die Pomaken „auf zivile Art und Weise“ zur Konversion bekehren sollte (S. 91–95).

Die Bedeutung des Krästova Gora erklären christliche und muslimische Einwohner der Region völlig unterschiedlich, was im Text durch zahlreiche Interviews belegt wird. Die Orthodoxen berufen sich im Wesentlichen auf zwei Legenden, nach denen es etwa auf dem Berg ein Kloster gegeben hätte, das in osmanischer Zeit zerstört worden wäre, zudem sei an unbekannter Stelle das Heilige Kreuz begraben, welches das Land vor unvorhersehbaren Gefahren bewahre – ein Motiv, das besonders in Zeiten sozialer Instabilität aktiviert wird. Die christliche Bevölkerung misst dem Ort eine heilende Wirkung bei, er komme in seiner Bedeutung einem zweiten Jerusalem oder einem zweiten Gottesgrab gleich (S. 102–103). Zwar vertrauen auch die muslimischen Bulgaren der Region auf die von dem Ort ausgehenden Heilkräfte, betrachten ihn jedoch als Teil ihrer sakralen Geographie, so dass es oftmals zu einer Kontamination mit den Vorstellungen rund um das Grabmal des Enichan kommt (S. 105). Somit wird der Berg zu einem Heiligtum für die Pomaken, die ihn unter anderem aufsuchen, um körperliche Gesundheit zu erfahren. Da sich beobachten ließe, dass vor allem junge Muslime zur Orthodoxie übertreten, reife die Transformation der Wahrnehmung der traditionellen bulgarischen muslimischen Kultur und ihrer sakralen Stätten zu einem wichtigen neuen Identitätsmerkmal heran, wovon die ältere Generation jedoch weitestgehend nicht tangiert werde (S. 111–117).

Im dritten Teil richtet Troeva den Blickwinkel auf die Konversion einiger bulgarischer Muslime zum Christentum und kommt dabei zu interessanten Ergebnissen. Ein Religionswechsel markiere auch immer einen Identitätswechsel, der heute in erster Linie von der jungen Generation als Integrationssymbol interpretiert werde. In diesem Zusammenhang analysiert die Autorin zwei Phänomene: Den Übertritt vom Islam zur Orthodoxie und zur Pfingstbewegung. Zunächst berichtet sie über eine zum orthodoxen Glauben übergetretene bulgarische Muslima, die in der Nähe der Stadt Smoljan ein Kloster gründete. Bevor sie sich zu diesem Schritt entschied, bestimmten soziale Schwierigkeiten und häusliche Gewalt ihren Alltag, so dass sie ihren islamisch geprägten Lebensabschnitt heute als eine persönliche Krise auffasse (S. 124–126). Nach einer Pilgerfahrt zum Grab Gottes beschloss sie, das Kloster Sveti Pantelejmon an der Stelle zu gründen, wo in der vorosmanischen Periode ebenfalls ein Kloster gestanden haben soll, welches angeblich von den Türken zerstört wurde (S. 127). Die Wahl des Schutzpatrons ist auf ihre gegenwärtige Tätigkeit abgestimmt, denn wie Pantelejmon widmet sie sich seither der Heilung kranker Patienten, aber auch der Wahrsagerei. Bekanntheit erlangte sie im ganzen Land nicht zuletzt auf

Grund ihrer selbstpostulierten Analogie ihrer Tätigkeit zur bekanntesten bulgarischen Helseherin Vanga und der Wunderheilerin Džuna und wird daher von vielen als lebende Heilige betrachtet, die besonders schwerwiegende Krankheiten behandelt. Die Einwohner ihres Heimatortes Rudozem stehen ihrem Handeln insgesamt negativ gegenüber und verurteilen ihren Abfall vom Islam (S. 128–134). Im Gegensatz dazu vertritt Troeva die Meinung, dass das Motiv der Wahrsagerin gerade für Frauen eine identitätsstiftende Funktion habe, die ihre gesellschaftliche Rolle legitimiere und sogar erhöhe (S. 138).

Ein völlig anderes Bild zeichnet die Autorin hingegen von der Konvertierung einiger Pomaken zur Pfingstbewegung. In einem kurzen theoretischen Vorspann stellt sie die Unterschiede in der Bedeutung des Religionswechsels zwischen Bulgarien und Westeuropa heraus: Während eine geringe Anzahl bulgarischer Muslime das Christentum annehmen würde, könne man in der westlichen Welt genau das Gegenteil beobachten, nämlich den Übertritt zahlreicher christlich geprägter Personen zum Islam (S. 140). An dieser Stelle ist jedoch auch Kritik an der etwas unreflektierten Argumentationsstruktur der Autorin angebracht, denn sie merkt nicht an, dass es sich dabei um völlig unterschiedliche Erscheinungen handelt. So erklärt sich dieser Religionswechsel in der westlichen Welt nicht durch bessere Integrationschancen in den Staat oder durch den Wunsch der Anpassung an die Bevölkerungsmehrheit, sondern es geht oftmals darum, sich vom religiösen Erbe zu befreien und sich einer Minderheit anzuschließen (vgl. dazu etwa die Studien von Brigitte FLEURY 2004 und Géraldine MOSSIÈRE 2013: 8–10). Es werden keine Anknüpfungspunkte an die religiösen Praktiken vorheriger Generationen ersichtlich, so wie es sich bei einigen Pomaken äußert, die sich im Falle einer Konvertierung gelegentlich auf ihre christlichen Vorfahren berufen (S. 125). Troeva stützt sich in ihren Ausführungen auf den Fall des Asen Č. und seiner Schwester Roza S., deren Eintritt in eine Pfingstgemeinde in Dimitrovgrad Mitte der 1980er Jahre zahlreiche Schikanen in ihrem Heimatdorf Padina nach sich zog. Die Motivation des Religionswechsels bestand für sie und weitere Familienmitglieder in erster Linie in der Hoffnung auf Genesung, aber auch die Bewältigung sozialer Probleme und Neugierde sowie die Vielfalt in den Gemeinden hätten sie zu dem folgenreichen Schritt bewegt (S. 142–144). Zu Beginn der 1990er Jahre zogen sie damit den Zorn der Dorfbewohner auf sich, die lautstark und handgreiflich gegen Evangelisationskampagnen demonstrierten, wodurch sich die Kinder der Protestanten bedroht gefühlt hätten und frühzeitig in urbane Gegenden abgewandert seien. Außerdem seien ihnen Begräbnisse von Angehörigen verweigert worden, weshalb sie sich gezwungen sahen sich eine Genehmigung einzuholen, um einen eigenen Friedhof anzulegen (S. 145–149). Im Hinblick auf ihre Identität stehe ihr protestantischer Glaube im Mittelpunkt, welcher ihnen eine völlig neue Weltsicht ermögliche (S. 153).

Abschließend fasst die Autorin ihre Erkenntnisse zusammen und kommt zu dem Ergebnis, dass die Dynamik der Identitätsmuster der bulgarischen Muslime sowohl durch ein religiöses als auch durch ein historisches Prisma zu betrachten sei, da besonders das vergangene Jahrhundert zahlreiche Transformationen mit sich gebracht habe, die heutzutage für Fallanalysen berücksichtigt werden müssten. Die in diesem Zusammenhang entstandenen Erinnerungsorte wie etwa das Grabmal des Enichan oder der Krăstova Gora werden somit an der Schnittstelle unterschiedlicher ethno-

konfessioneller Gruppen lokalisiert (S. 154–158). Die nachfolgenden zehn Abbildungen und ein englischsprachiges Resümee erhöhen die Anschaulichkeit des Werkes, obwohl für diese Zusammenfassung eine wissenschaftliche Transliteration günstiger gewesen wäre als eine englische Transkription mit leichten Unstimmigkeiten. So wird das lateinische *u* sowohl zur Wiedergabe der bulgarischen Grapheme *y* und *ъ* verwendet (*Druzhiba* für *Дружба*, aber *Krustova Gora* für *Кръстова гора*), während hingegen das kyrillische *к* sowohl durch den Monographen *k* (*Krustogorie* für *Кръстогорие*) als auch durch den Bigraphen *ck* (*Lucky* für *Лъки*) wieder gegeben wird (S. 180–185). Ungeachtet dessen widmet sich Evgenija Troeva einem interessanten und immer noch zu wenig diskutierten Themenfeld und trägt in weiten Zügen eine detaillierte Auswertung von Material zusammen, welches sie unmittelbar vor Ort sammeln konnte. Sie verbindet diese Quellen mit wissenschaftlicher Fachliteratur, wodurch eine weitestgehend umfangreiche und kritische Analyse der gewonnenen Erkenntnisse ermöglicht wird, weshalb das Werk auch einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Identitätsmuster der bulgarischsprachigen Muslime in den Rhodopen leistet.

Literatur

- FLEURY, Brigitte (2004): *Étude de la conversion religieuse d'un point de vue communicationnel. Le cas de Roger Garaudy*. Montréal.
- IVANOVA, Evgenija [ИВАНОВА, ЕВГЕНИЯ] (Hrsg.) (2014): *Помаците. Версии за произход и съвременна идентичност* (Die Pomaken. Herkunftsversionen und gegenwärtige Identität). Второ издание. София.
- MOSSIÈRE, Géraldine (2013): „La conversion. Retour à l'identité“. *Théologiques* 21/2. 7–16.

Dresden

MARTIN HENZELMANN

SINAN KUNERALP (ed.): *The secret reports of the Hungarian Arminius Vambery to the British Foreign Office on Sultan Abdulhamid II and his reign (1889–1909)*. The Isis Press: Istanbul 2013. 270 S. ISBN 978-975-428-493-5.

In dem dem Rezensenten vorliegenden Band sind die Berichte des großen ungarisch-jüdischen Zentralasien-Reisenden Ármin(ius) Vámbéry (1832–1913) aus dem inzwischen in der Literatur wohlbekannten Ordner FO 800 in den Beständen des britischen Foreign Office (bis 2003 im Public Record Office, seit 2003 in den National Archives) das Osmanische Reich – und vor allem dessen Sultān-Ḥālifen Abdülhamid II. – aus den Jahren 1889–1909 betreffend, „ediert“. Neben den Materialien zum Osmanischen Reich aus fraglichem Zeitraum sind auch einige der Berichte Vámbérys mit Bezug zu Persien, Afghanistan und Zentralasien aus dem selben Ordner in die „Edition“ einbezogen worden. Zudem sind im Anhang des Bandes zwei Artikel Vámbérys, welche erstmals in *The Nineteenth Century* publiziert wurden, erneut abgedruckt (S. 217–264¹). Schon wiederholt haben die Dokumente aus Ordner FO 800

1 Es handelt sich hier um die beiden Aufsätze „Personal recollections of Abdul Hamid II and his court“ (auf S. 217–252; erstmals in *The Nineteenth Century and After* 65. 1909, S. 980–993) und „The future of constitutional Turkey“ (auf S. 253–264; erstmals in *The Nineteenth*

das Interesse der Vámbéry-Forschung gefunden (so bspw. vor wenigen Jahren bei K. HAMILTON²). Auch S. KUNERALP gibt hierfür Beispiele der jüngeren Literatur³, zu denen natürlich noch verschiedene Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte zu ergänzen wären – etwa M. K. ÖKE „Vambery. Belgelerle bir devletlerarası casusun yaşam öyküsü“.⁴

Der Band umfasst, an ein Vorwort in Gestalt einer kurzen Danksagung (S. 7) und eine Einleitung (S. 9–11) anschließend, eine chronologische Auflistung der 104 „edierten“ Berichte Vámbérys (S. 13–24), den die Texte der Berichte ausmachenden Hauptteil (S. 25–216), die erwähnten Anhänge (S. 217–264) sowie ein Personen- und Sachregister (S. 265–267).

Das wesentliche Problem des Bandes, bei dem es sich strenggenommen nicht um eine Edition der Dokumente, deren Texte er enthält, handelt – auch wenn Kuneralp in seiner Einleitung (S. 10) von einer *in extenso*-Edition schreibt (die es nur insofern ist, als die mehr oder weniger vollständigen Grundtexte, ohne bspw. die Einbeziehung von Bemerkungen und Randnotizen, die sich in den Originalakten durchaus finden, gegeben werden – im Gegensatz zu den erwähnten Arbeiten, in denen zu meist Übersetzungen, bisweilen auch nur Auszüge oder Zusammenfassungen zu finden sind) –, sondern vielmehr um eine weithin unkommentierte Dokumentensammlung (was der in der Danksagung angesprochenen Zweckbestimmung der Arbeiten des Center for Ottoman Diplomatic History [„publication of collections of documents“] schon näher kommt). Ein Umstand, der natürlich eine ganze Reihe von Fragen aufwirft – und Bemerkungen des Rezensenten erfordert. Der Vf. dieser Zeilen möchte sich hier nicht in abschweifende Bemerkungen zu den unterschiedlichen Möglichkeiten der Edition historischer Dokumente und des editorischen Umganges mit entsprechenden Quellen ergehen, sondern vielmehr auf die Probleme der vorliegenden Aufbereitung sowie der Möglichkeiten, auf die Kuneralp bedauerlicherweise verzichtet hat, eingehen.

Zunächst hätte der Bearbeiter zu jedem der Texte einen „Kopf“, d.h. eine Angabe zur Position des betreffenden Berichts innerhalb der Akten unter Einschluss formaler Angaben, wie Papierformat/Maße, ein-/beidseitige Beschriftung, „Original“, Abschrift, Durchschlag etc. liefern sollen. Auch zu Erhaltungszuständen (Beschädigungen, unleserliche Stellen etc.) und Beschaffenheit der Texte (d.h. Notizen, Tilgungen, Ergänzungen etc.) finden sich keinerlei Bemerkungen – gerade so als lägen alle Dokumente in Reinschrift resp. geradezu kalligraphischer Qualität vor und zeigten keinerlei „Benutzungsspuren“. Sodann hätte der Bearbeiter den Charakter des betreffenden Schriftstücks bestimmen sollen. Aus Letzterem hätte sich dann ergeben, ob

Century and After 64. 1908, S. 724–729 – dort allerdings unter dem Titel „The crisis in the Near East. Europe and the Turkish constitution III. An independent view“).

- 2 HAMILTON, Keith: „Services rendered: Arminius Vámbéry and British diplomacy“. In: John Fisher, Antony Best (eds.): *On the fringes of diplomacy. Influences on British foreign policy, 1800–1945*. Farnham 2011, S. 81–110.
- 3 KUNERALP (2013), S. 9, Anm. 3; dort u.a. ÖKE, Mim Kemal: *İngiliz casusu Prof. Arminius Vambery'nin gizli raporlarında II. Abdülhamid ve dönemi*. İstanbul 1983.
- 4 ÖKE, Mim Kemal: *Vambery. Belgelerle bir devletlerarası casusun yaşam öyküsü*. İstanbul 1985.

hier die zugrunde gelegte streng chronologische Abfolge angemessen ist oder nicht. Bei Beibehaltung einer solchen hätten Verweise zwischen den Dokumenten die Beziehungen zueinander aufzeigen können. Diese lassen sich – wenn überhaupt – nur ganz vage und äußerst oberflächlich aus dem Personen- und Sachregister ableiten oder vielmehr vermuten.

Mit der Frage der Kommentierung sind wir dann auch schon beim Kernproblem angelangt. Die wenigen Anmerkungen des Bearbeiters werden den Dokumenten natürlich in keinerlei Weise gerecht. Sie beschränken sich auf einige wenige – und zudem nur ganz vereinzelte – Bemerkungen allgemeinsten Natur. So bspw., wenn wir auf S. 36 zu „M. de Radowitz“ in der Anm. lesen „The German ambassador at Constantinople“. Im Register auf S. 266 ist wenigstens noch „Radowitz, J. M. von“ notiert. Es wäre hier ein Leichtes gewesen, anzugeben, dass Joseph Maria v. Radowitz (19.5.1839–15.1.1912) seit 1882 dt. Botschafter in Konstantinopel war, und es hätten ein paar Bemerkungen zu dessen Wirken im Osmanischen Reich auch nichts geschadet. Von nicht wenigen der im Register aufgeführten Personen sind nicht einmal die Vornamen angegeben oder es wurden die Abkürzungen derselben (soweit vorhanden) aus den Berichten Vámbéry's übernommen. Zu einer Reihe von Personen, die der Bearbeiter offenbar nicht zu identifizieren wusste, wurde aus naheliegenden Gründen auf Angaben zur Person vollständig verzichtet.

Gravierender jedoch ist, dass Kuneralp auf ausführliche Angaben zu den Adressaten der Berichte Vámbéry's, deren exakter Position innerhalb des diplomatischen Apparats resp. Außenministeriums und den Beziehungen der Adressaten zueinander resp. zu in den Berichten erwähnten Personen (vor allem Mitgliedern des britischen diplomatischen Dienstes) verzichtet hat. Hiermit ist natürlich auch jede weitergehende Auswertung der Berichte unterblieben – die Einleitung des Bandes kommt über wenig aussagekräftige Erklärungen nicht hinaus. Auch auf einen Abgleich mit Stellungnahmen der Adressaten, die sich z.T. ebenfalls in den Beständen der National Archives befinden, wurde verzichtet, wie auch Notizen und Randbemerkungen unberücksichtigt blieben und Berichte von Adressaten, die später selbst als Diplomaten in Konstantinopel wirkten (z.B. Sir Philipp Currie), nicht zum Vergleich (etwa im Bezug auf vorherige Einschätzungen Vámbéry's) herangezogen wurden. Dass die vom Bearbeiter publizierten Dokumente jeweils in einen ganz bestimmten Kontext gehören und oftmals nur aus diesem heraus überhaupt erschlossen werden können, wird dem Leser/ Benutzer gleich gänzlich vorenthalten.

Auch hat Kuneralp es bedauerlicherweise – von den beiden im Anhang wiedergegebenen Aufsätzen einmal abgesehen – unterlassen, auf die zahlreichen, das Osmanische Reich betreffenden Beiträge Vámbéry's in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften zu verweisen. Gerade hier hätten sich einerseits die „Entstehungsumstände“ so manches Beitrages gut beleuchten resp. rekonstruieren und andererseits ablesen lassen, was in den Bereich der Interna der Berichte fiel und was als für die Öffentlichkeit „interessant“ erachtet wurde u. dgl. mehr.

Das Ausgeführte mag uns die Defizite hinreichend verdeutlichen und die von Kuneralp versäumte Gelegenheit einer Aufbereitung im Sinne einer kritischen Edition – verbunden mit einer Analyse des Materials – erfassen lassen, jedoch soll die vorliegende Rezension keinen Verriss abgeben, sondern vielmehr aufzeigen, welche Arbeiten hier noch der Erledigung harren. Auch ist die Behandlung des Materials

durch Kuneralp insofern zu entschuldigen, als es vermutlich nicht wirklich der Intention des Bearbeiters entsprach, eine kritische Edition der Materialien zu besorgen. Daher gebührt diesem denn auch vor allem der Dank der am Gegenstand Interessierten, welche sich über einige Einzelaspekte, wie der Einschätzung der Person des Sultān-Hälifen Abdülhamid II. durch Á. Vámbéry, informieren möchten, dafür, die Dokumente zugänglich gemacht zu haben. Den Historiker (und vor allem den über die Geschichte der frühen nachrichtendienstlichen Tätigkeiten arbeitenden) mag dies weniger befriedigen, ermöglicht aber einen ersten Eindruck und eine Arbeitserleichterung für die ohnehin unerlässliche Konsultation der Originaldokumente. Gerade hierin besteht denn auch der eigentliche Wert des Bandes.

Göttingen

MICHAEL KNÜPPEL

TANJA PETROVIĆ: *Yuropa. Jugoslawisches Erbe und Zukunftsstrategien in postjugoslawischen Gesellschaften*. Berlin: Verbrecher Verlag 2015. 256 S. ISBN 9783957320186.

Tanja PETROVIĆs 2012 auf Serbisch veröffentlichtes Buch ist im Verbrecherverlag 2015 auf Deutsch erschienen.¹ Sie untersucht die Konstruktion des Gegensatzpaars „problematische Vergangenheit-europäische Zukunft“ (das sich auf die sozialistische Vergangenheit bezieht, S. 13), in welchem die EU-Mitgliedschaft als einzige Alternative gesehen wird. Dabei werde die Befreiung vom sozialistischen Erbe als Bedingung für die EU-Mitgliedschaft angesehen, sowohl von EU-Politikern als auch von lokalen Eliten. Doch die Neunzigerjahre mit ihren dem Staatszerfall anschließenden Kriegen, werden selten als der Aufarbeitung würdig angesehen (S. 15). Diejenigen, die an die nationalistischen Kriege erinnern, setzen sich auch – so Petrović – für Solidarität und Antifaschismus ein. Im ersten Teil des Buches will sie das Bild der postjugoslawischen Gesellschaften (der sonst als ‘Nachfolgestaaten’ bezeichneten), die von EU-Diskursen geformt wurden, untersuchen, während sie im zweiten Teil die tabuisierte Erinnerung an eine sozialistische Erfahrung unter die Lupe nimmt.

Im ersten Kapitel zeichnet sie die Begriffsgeschichte von ‘Südosteuropa’, ‘Balkan’ und ‘Westbalkan’ nach und entlarvt den Begriff ‘Westbalkan’ richtig als geopolitisches statt geografisches Konstrukt, das dazu dient, die nicht-EU-Staaten (wozu bei Erscheinen der Originalausgabe auch Kroatien noch gehörte) zusammen zu fassen. Er wurde 1998 auf einem Treffen des Rats der Europäischen Union erfunden (S. 26). Slowenien wurde aber bereits 2009 nicht mehr dazu gezählt und Kroatien gehört seit 2010 nicht mehr zum Westbalkan (S. 34), obwohl es erst 2013 in die EU aufgenommen wurde. ‘Südosteuropa’, meist als Alternative zu ‘Balkan’ verwendet, wurde noch zu Zeiten der Donaumonarchie geprägt und bezeichnete die europäischen Territorien des Osmanischen Reiches (S. 27). Hier könnte man zufügen, dass der Begriff ‘Südosteuropa’ zwar von dem Albanien-Forscher Johann Georg von Hahn im 19. Jahrhundert erfunden wurde, seine Blütezeit in Deutschland jedoch während des Nationalso-

1 Für Anregungen und Kritik zu der ersten Version dieser Rezension danke ich Mirjam Baumert.

zialismus hatte, weswegen er ebenfalls nicht unbelastet ist. Generell besteht die Tendenz in Europa, eher zu 'West-' und 'Mitteleuropa' gehören zu wollen als zu „Osteuropa“, was auch dazu führt, dass das Treffen der mitteleuropäischen Staatsoberhäupter von acht auf sechzehn Staaten anwuchs, wozu nun auch Serbien, Montenegro, Rumänien, Bulgarien und sogar Moldawien und die Ukraine gehören (S. 32–33). Direkt hinter 'Mitteleuropa' bleibt also nur noch Russland. Der Terminus 'Jugoslawien' sei sowohl innerhalb der EU als auch innerhalb der postjugoslawischen Gesellschaften gänzlich aus dem Mediendiskurs verbannt (S. 38).

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit den Metaphern, die bemüht werden, um die EU zu beschreiben und zu legitimieren, wer zu ihr gehört. Vom „Haus Europa“, vom Balkan, der „vor der Tür Europas“ stehe, Europa als Familie und Jugoslawien als dem „Hinterhof“ ist in Diskursen in der EU, aber auch den EU-Kandidaten-Ländern die Rede (S. 43–51). Ebenso hat der Diskurs der 'antemuralis christianitatis' innerhalb Europas eine lange Tradition und findet sich wieder in den heutigen Begriffen 'Bollwerk' und 'Mauern Europas' (S. 63–67). Heutzutage jedoch schütze diese Mauer nicht nur vor Muslimen, sondern auch vor Migration, Drogen und Terrorismus. Dies ist jedoch kein Widerspruch, da – zumindest in Deutschland – auch Migration und Terrorismus heute fast ausschließlich muslimisch gedacht werden. Richtig schlussfolgert sie, dass das Bild, das die EU über sich selbst hat und welches auch in postjugoslawischen Gesellschaften gerne positiv rezipiert wird, mit der Realität der EU, in der rechte Parteien zunehmend Macht zugewinnen, wenig zu tun hat. Übersichtlicher und komparativer wäre dieses Kapitel gewesen, wenn hier strikt zwischen dem postjugoslawischen und dem EU-Staaten-Diskurs unterschieden worden wäre und die Primär- (Aussagen von EU- und südosteuropäischen Politikern) und Sekundärquellen (Artikel südosteuropäischer Zeitungen, die über EU-Treffen berichten) getrennt worden wären. Für die Leserin ist dies verwirrend.

Das dritte Kapitel handelt von der europäischen Identität als kolonialem Projekt. „Die europäische Identität wurde immer in Bezug auf einen 'Anderen' und im Gegensatz zu ihm artikuliert“ (S. 73). Dies stellte seit dem Beginn des Diskurses über Europa (im 15. Jahrhundert) das Osmanische Reich dar, von dem sich mittels einer europäischen Identität abgegrenzt wurde. Nach dem Zerfall des Osmanischen Reiches ersetzte die „kommunistische Gefahr“ die „türkische Gefahr“, während heutzutage wieder Muslime und Islam als Gefahr gesehen werden. Der Balkan spielt dabei die Rolle des halb zivilisierten Anderen, der vom Westen erst noch zivilisiert werden muss (S. 74). Auch die Kriege in den 1990er Jahren wurden von europäischen Politikern als typisch balkanisch wahrgenommen, der nur ausbrechen konnte, weil keine westlichen Staaten für Ordnung sorgten (S. 76–77). Petrović spricht hier von einem „verschachtelten Kolonialismus“, der Orientalismus und Kolonialismus vereint (S. 79). Aufgrund historischer Vermächtnisse fühlen sich dem „Balkan“ gegenüber zwei Länder besonders verpflichtet: zum einen Österreich, da große Teile des ehemaligen Jugoslawiens bis 1918 zu Österreich-Ungarn und zuvor zum Habsburger Reich gehörten und zum anderen Slowenien, aufgrund der geografischen Nähe zu den Staaten (S. 80–81). Dass es selbst von 1918 bis 1991(?) zu Jugoslawien gehörte und ein postsozialistischer Staat ist, werde jedoch in Slowenien gerne verschwiegen (S. 84). Sloweniens Rolle könne aber nicht getrennt von seinen wirtschaftlichen Interessen

betrachtet werden: rasch hatte es sich nach den Kriegen in den 1990ern wieder den kroatischen, bosnischen, kosovarischen und dann auch serbischen Markt erschlossen.

Im vierten Kapitel wiederholen sich die Thesen und Beobachtungen der ersten Kapitel und werden anhand einiger Beispiele aus Belgrad vertieft: das „Museum der Revolution der Völker und Völkerschaften“ wurde in „Museum der Geschichte Jugoslawiens“ umbenannt und seiner antifaschistischen Geschichte beraubt (S. 111–113) und die Geschichte des Hauses der Jugend als Teil der Geschichte des sozialistischen, föderativen Jugoslawiens wurde von der Gedenkplatte vor dem Gebäude entfernt und stattdessen die amerikanische Unterstützung beim Umbau betont (S. 113–117). Für Petrović ist dies, etwas unscharf, eine Europäisierung, obwohl sie die „American Corner“ erwähnt, die den Laden der früheren Buchhandlung Beopolis ersetzt und die finanzielle Unterstützung aus den USA bekam. Sie verweist auch darauf, dass die Arbeitsbedingungen von Saisonarbeitern aus dem jugoslawischen Raum in Slowenien sich kaum von jenen unterscheiden, die im Vorfeld der Fußball-Weltmeisterschaft in Südafrika für Medienaufschrei gesorgt haben (S. 120). Diese Europäisierung gehe einher mit einem Verschweigen der jugoslawischen Vergangenheit. Dies wird besonders deutlich in der Betonung von Ungarisch und Italienisch als Minderheitensprachen in Slowenien mit gleichzeitigem Verschweigen des Serbokroatischen, das immerhin 10% der Bevölkerung als Muttersprache spricht und ein Großteil der slowenischen Bevölkerung als Zweitsprache beherrscht (S. 121–123). Auch die Bezeichnung des ehemaligen Jugoslawiens sei weiterhin umstritten, weswegen neben „Westbalkan“ nun auch „Jugosphäre“ (eine Erfindung Tim Judahs, die begeistert aufgenommen wurde) existiere (S. 123–130).

Das fünfte Kapitel dient der Verteidigung der Erinnerung an das sozialistische Jugoslawien, die gerne als Jugonostalgie verspottet und abgelehnt und „als eine Bedrohung für die immer noch zarte Pflanze der Demokratie“ (S. 131) wahrgenommen wird. Diese Ablehnung der Erinnerung an den Sozialismus weise Ähnlichkeiten zur Situation in Deutschland nach der Wiedervereinigung 1990 auf: auch in Jugoslawien ist nicht nur der Sozialismus, sondern der gesamte Staat zerfallen und ein positiver Blick zurück wird daher als doppelt problematisch für die Akzeptanz der Nachfolgestaaten betrachtet. Drei Deutungsmuster kristallisieren sich bei der Interpretation der Jugonostalgie heraus: erstens dass sie ‚kommunistische Werte‘ unkritisch übernommen haben, zweitens dass es unmoralisch sei, sich positiv auf den Sozialismus zu beziehen, da er ebenso repressiv war wie der Faschismus und auch die positiven Errungenschaften nicht ohne die negative Kehrseite zu haben seien und drittens die Begrenzung auf konsumistische Errungenschaften (S. 136–143). In allen drei Deutungsmustern „werden ehemalige Jugoslawen daran gehindert, über das Potenzial der jugoslawischen Erfahrung zu reflektieren und politisch relevante Ansprüche zu erheben, die auf der jugoslawischen Erfahrung als einer tatsächlich durchlebten beruhen“ (S. 143). Sie möchte jedoch nicht über die Heterogenitäten und Widersprüche des sozialistischen Kontextes hinwegsetzen (S. 145). Als ein Beispiel politischen Aktivismus mit positivem Bezug auf den Sozialismus, die Partisanenbewegung und die Solidarität mit Arbeiter_innen und anderen weniger privilegierten, führt sie die in den letzten 10 Jahren in Slowenien, Kroatien, Serbien und Mazedonien entstanden Arbeiter_innenchöre an, die oft Frauen- oder sogar Lesbenchöre sind (S. 146–157). Dass es sich dabei um ironische Interpretationen handele, da sie in Blaumännern und mit

sozialistischer Symbolik auftreten, weist sie zurück, da eine ironische Herangehensweise nur während des Sozialismus als Abgrenzung sinnhaft war, ein Bezug auf sozialistische Errungenschaften im Postsozialismus allerdings widerständiges Potenzial hat. Als kitschig hingegen empfindet sie Themenpartys und Cafés, die mit sozialistischer Symbolik werben und Menschen anziehen, die keinerlei Erfahrung mit dem Sozialismus haben (S. 162).

Im sechsten Kapitel befasst sie sich mit den „Erinnerungen an die Industriearbeit im sozialistischen Jugoslawien, und insbesondere mit der ihnen eigenen Betonung einer Zugehörigkeit zu Europa, die sich an der Lebens- und Arbeitsweise im Sozialismus, an Produktionsstandards, -qualität und -status ablesen lassen wollte“ (S. 171). Sie notierte Aussagen ehemaliger Arbeiter_innen über ihre Fabrik und das Gefühl, über diese moderne Industrie zu Europa zu gehören, während der Diskurs heutzutage die Zugehörigkeit zu Europa auf das Mittelalter datiert; vor der osmanischen Eroberung, die weite Teile Jugoslawiens umfasste. Sie sähe die industriellen Stätten des sozialistischen Jugoslawiens gerne genauso als Kulturerbe wie die Industrieruinen des Westens (S. 187–188).

Generell macht sich Petrović für eine alternative Lesart des Phänomens ‘Jugonostalgie’ stark, das zu Unrecht negativ konnotiert sei: Stattdessen plädiert sie dafür, ehemalige Jugoslawen über ihre Gegenwart und Zukunft bestimmen zu lassen und ihre sozialistische Erfahrung ernst zu nehmen (S. 207). Den tabuisierten Begriff ‘Jugoslawien’ möchte sie ebenso aus der Mottenkiste der Geschichte holen (S. 205) wie das Ethnonym ‘Jugoslawe’ (S. 214). Alles in allem ist diese Essaysammlung interessant, auch wenn sich die Kapitelaufteilung bis zum Ende nicht erschließt und sich einige Aspekte wiederholen oder ebenso anders sortiert sein könnten. Warum welches Kapitel zum ersten und zum zweiten Teil gehören, bleibt ebenfalls unklar. Die letzten beiden Kapitel sind eher Fallanalysen, die sich jedoch auch nicht den vorhergegangenen Thesen fügen wollen. Betrachtet man jedoch die insgesamt sechs Kapitel einfach als Essaysammlung, fällt das Lesen wesentlich leichter. Auf der Betrachtungsebene und inhaltlich kann man ihr nur zustimmen. Was gelingt, ist die Darstellung des Zusammenhangs von Diskursen innerhalb der EU und von Eliten der postjugoslawischen Staaten und die Verteidigung einer Erinnerung an das sozialistische Jugoslawien und seine Errungenschaften, anstatt diese zu verteufeln und diskursiv die in den 1990er Jahren neu entstandenen Staaten als Fortsetzung von mittelalterlichen Staaten, die zu Europa gehörten, zu präsentieren. Ein lesenswertes (und außerdem handliches) Büchlein, das einen Einblick gibt in das Europabild und die Präsentation der sozialistischen Vergangenheit wie auch das Balkanbild innerhalb der EU in Frage stellt.

Berlin

CLAUDIA LICHOFSKY

CLAUDIA MÄTL, PETER SCHREINER (Hrsg.): *Jakob Philipp Fallmerayer (1790–1861). Der Gelehrte und seine Aktualität im 21. Jahrhundert. Konferenz der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Kommission für interdisziplinäre Südosteuropaforschung der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (München, 6. Juni 2011)*. München: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, C. H. Beck in Komm. 2013. 160 S., 14 Abb., 1 Karte. ISBN 978-3-76966-0127-5.

Zum Anlass der 150. Wiederkehr des Todestages des Südtiroler Gelehrten, Orientreisenden, Literaten, Geschichtsphilosophen und Vorläufer der wissenschaftlichen Byzantinistik am 26. April 1861 veranstaltete die Bayerische Akademie der Wissenschaften zusammen mit der Kommission für interdisziplinäre Südosteuropaforschung der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen ein Kolloquium mit acht Vorträgen, dessen Akten nun vorliegen. Es ist immerhin erstaunlich, welche diachronische Aktualität die Person des Südtiroler „Fragmentisten“ und sein Werk auch im 20. Jh. noch besitzen, obwohl seine Werke kaum oder nur verstümmelt nachgedruckt worden sind: *Die Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters* (1830/36) gibt es nur in der Erstausgabe, ebenso wie *Das albanische Element in Griechenland* (1857–60), bloß die *Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt* (1827) wurde 1964 und die bekannten *Fragmente aus dem Orient* (1845) nach der zweiten Auflage 1877 in fragwürdigen Auswahlgaben nachgedruckt (allerdings sind nun die Erstausgaben und die *Gesammelten Schriften* von 1861 digital abrufbar unter http://de.wikisource.org/wiki/Jakob_Philipp_Fallmerayer); einer wissenschaftlichen Edition harren auch noch ein Großteil der Tagebücher sowie die Korrespondenz. Eine von Michael Grünbart zusammengestellte Bibliographie kann für den Zeitraum 1900–2011 immerhin 142 Titel zusammenstellen ([Michael GRÜNBART]: *Jakob Philipp Fallmerayer. Bibliographie zur Sekundärliteratur 1900–2011*, Wien 2011 (= Instrumenta Fallmerayeriana 3); für das 19. Jh. dürfte sich diese Zahl mehr als verdoppeln. An der Erforschungsgeschichte von Person und Werk, Studien, Quellenauswertungen, Reiseberichten, Eindrücken, Reflexionen und Geschichtsvisionen im 20. Jh. sind vor allem die Tiroler in rühriger Weise beteiligt: dies beginnt schon mit dem Tiroler Literaturprofessor an der Univ. Wien Herbert SEIDLER: *Jakob Philipp Fallmerayers geistige Entwicklung. Ein Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts*, München 1947 (= Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Abhandlungen N.F. 26) gleich nach Kriegsende, während sich Franz Babinger in der Folge um seine Präsenz an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in seiner Auseinandersetzung mit Johann Nepomuk Ringseis bemüht (Franz BABINGER: *Der Akademiezwist um Jakob Philipp Fallmerayer (1851). Ein Beitrag zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften unter Maximilian II.*, München 1959 (= Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte 59/5)). Die Fortsetzung gehört dann wieder den Tirolern, die im Tiroler Landesmuseum durch Eugen Turnher ein Fallmerayer-Archiv aufgebaut haben. Zum zweihundertsten Geburtstag wurde 1990 hier ein Kolloquium abgehalten (vgl. Eugen TURNHER (Hrsg.): *Jakob Philipp Fallmerayer. Wissenschaftler, Politiker und Schriftsteller*, Innsbruck 1993 (= Schlern-Schriften 292)), während eine Ausstellung auf Schloss Tirol 2009 zahlreiche Originaldokumente einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich ma-

chen konnte (vgl. den Ausstellungskatalog von Ellen HASTABA und Siegfried DE RACHEWILTZ (Hrsg.): „Für Freiheit, Wahrheit und Recht“. *Joseph Ennemoser und Jakob Philipp Fallmerayer. Tirol von 1809 bis 1848/49*, Innsbruck 2009 (= Schlern-Schriften 349) und einen ausführlichen Textband von Ellen HASTABA: *Jakob Philipp Fallmerayer (1790–1861). Annäherungen an seine Biographie*, Innsbruck 2009 (= Schriftenreihe historischer Quellen zur Kulturgeschichte Tirols 4), der verstreutes Material zur Biographie von Fallmerayer zugänglich gemacht hat).

Darüber sowie über den Inhalt der Einzelbeiträge berichtet die kurze Einleitung der Herausgeber (S. 5–7), worauf ein tabellarischer Lebenslauf folgt (S. 9) sowie eine Karte seiner drei Orientreisen (S. 11): 1831–34, 1840–43, 1847–48. Der Akademietätigkeit ist der erste Vortrag, von Claudia MÄRTL, „Jakob Philipp Fallmerayer in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“ (S. 15–22) gewidmet (vgl. dazu vor allem auch Thomas LEEB: *Jakob Philipp Fallmerayer. Publizist und Politiker zwischen Revolution und Reaktion (1835–1861)*, München 1996 (= Schriften zur Bayerischen Landesgeschichte 109)). Seinem Ruhm als hervorragender und eleganter Stilist, der Wortreichtum mit Genauigkeit verbindet und seinen leicht hingeworfenen Stil mit kraftvollen Farben versieht, häufig ironisch und sarkastisch, geht Reinhard LAUER auf den Grund: „Fallmerayer als Schriftsteller“ (S. 23–31, vgl. auch ders.: „Jakob Philipp Fallmerayer und die Slaven“, in TURNHER, op. cit., 125–157), wo 23 Passagen aus verschiedenen Textkategorien als Paradigmen vorgestellt werden, wobei besonders die Landschaftsschilderungen durchaus beeindruckend sind.

Den Hauptbeitrag zu diesem Band hat zweifellos Peter SCHREINER geliefert, „An den Anfängen einer geschichtlichen Darstellung des Byzantinischen Reiches. Mit unedierte[n]n Scripten Fallmerayers aus der Nachlasssammlung der Bayerischen Staatsbibliothek im Anhang“ (S. 33–92). Eigentlich sind es drei Anhänge. Schreiner geht es um eine faire Rehabilitation des Fallmerayer-Bildes in einem Großteil des Schrifttums über ihn: „... beschäftigt sind die Mehrzahl, billigend oder (überwiegend) ablehnend, mit seiner Griechen- und Griechenlandthese. Er gilt vielfach immer noch als ein ins wissenschaftliche Abseits gestellter *homo politicus*, der in Wissenschaft und Politik gleichermaßen scheiterte“ (S. 33). Diesem oberflächlichen Klischeebild rückt Schreiner nun mit Systematik zu Leibe, indem er die wissenschaftlich-historischen Werke aus dem Abstand der Zeit einer objektiven Würdigung unterzieht und sie in den Kontext der Geschichte der Byzantinistik stellt; für die Geschichte von Trapezunt und Morea hat Fallmerayer mit Ausdauer und Fleiß enorme Quellen- und Literatursammlungen angelegt und tiefgehende systematische Studien angestellt, z.T. auch neue Methoden angewendet (slavische *toponymica* in der Peloponnes) und auch Hilfswissenschaften herangezogen (vgl. *Original-Fragmente, Chroniken, Inschriften und anderes Materiale zur Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt*, Abh. d. Hist. Classe der könig. bayer. Akad. d. Wiss. III/3, München 1843, 2. Teil IV/1, München 1844). Im Falle des Kaiserreiches Trapezunt bildet Fallmerayer sogar den Beginn der einschlägigen historischen Forschung zu diesem Trabantenreich, während im Falle der Geschichte der Halbinsel Morea seine historische Abhandlung aufgrund der im Vorwort geäußerten polemischen Formulierungen der Slaventhese sogleich ins Kreuzfeuer der Kritik geriet, vor allem bezüglich der sprachwissenschaftlichen Thesen. Sein Byzanzbild ist allerdings von simplifizierenden Stereotypen geprägt: übermäßiger Einfluss der Kirche auf den Staat, militärische Verweichlichung durch das

überhandnehmen von Klosterwesen und Asketismus, der schlagende Gegensatz zum Abendland. Aus heutiger Sicht sind seine Ansichten überholt bzw. zu modifizieren: „Dies gilt nicht nur für viele seiner Hypothesen in der Slavenfrage oder sein vom Zeitgeist ideologisch belastetes Byzanzbild. Es sollte gezeigt werden, wo Fallmerayer ein Pionier seiner Zeit und für die Zukunft war und seine wissenschaftliche Methodik und seine Haltung als Gelehrtenpersönlichkeit bis heute Bedeutung haben und vorbildlich sind“ (S. 56f.). Der geschichtsphilosophische Rahmen seiner Denkweise hat in Verbindung mit dem rigorosen Quellenstudium jedoch nicht zur Weltgeschichte, sondern zur Regionalgeschichte geführt („die aber wegen des ihm immanenten philosophisch-synthetischen Denkens nicht zum Faktengerüst verkümmert und nie den Durchblick zu den zentralen historischen Vorgängern aus dem Auge verliert“, S. 57). Schreiner sieht in Fallmerayer ein Beispiel, wie später Krumbacher (vgl. P. SCHREINER, „Das wissenschaftliche Werk von Karl Krumbacher“, in: P. Schreiner, E. Vogt (Hrsg.): *Karl Krumbacher. Leben und Werk*, München 2011, Bayer. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Sitz. ber. 2011/4, 39–62), „auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln die Grundlagen einer Forschungsdisziplin geschaffen werden. Dazu gehören neue Ideen und neue Methoden“ (S. 58). Eine Methode der Quellenheuristik war das Reisen und die Auswertung der Reiseliteratur sowie das Erkennen des Quellenwertes der Toponymik, das Erwerben und die Abschrift von handschriftlichen Dokumenten. Unter den Byzantinisten der Bayerischen Akademie hat Franz Dölger Fallmerayer mit Karl Krumbacher und August Heisenberg in einem Atemzug genannt. Die Paralipomena dieser Studie umfassen unveröffentlichte Literaturlisten von Fallmerayer zur *Geschichte des Kaiserthums Trapezunt*, ein Inhaltsverzeichnis einer Erstschrift dieser Monographie (zusammen mit dem Inhaltsverzeichnis der Druckschrift) und kopierte Dokumente der trapezuntischen Chronik von Michael Panaretos.

Darf Fallmerayer als Vorläufer oder einer der ersten Vertreter der wissenschaftlichen Byzantinistik gelten, so fragt sich Oliver Jens SCHMITT, „Ist Fallmerayer der Begründer der historischen Südosteuropaforschung?“ (S. 93–103), eine Assoziation, die auf der Hand liegt, wenn man an die Basisrolle von Byzanz für weite Teile Südosteuropas denkt. Dies beginnt mit einer kurzen Rekapitulation der Fachgeschichte (die eigentlich noch ungeschrieben ist) und der Platzierung Fallmerayers in der Ahnenreihe. Doch kann dies nur unter Berücksichtigung der geschichtsphilosophischen Konzepte des Fragmentisten geschehen: denn die Orthodoxie galt ihm als starrer hesperidenfeindlicher Block, von dem die Gefahr des Panslavismus ausging, und das Osmanische Reich, dem seine Sympathien gegolten haben, fungierte als Nachfahre von Byzanz und Bollwerk gegen die kommende russische Gefahr. Dazu gesellt sich das Konzept von der illyrischen Halbinsel. Schmitt nimmt als Ausgangspunkt seiner Überlegungen das Spätwerk *Das albanesische Element in Griechenland* (1857–60). Für die Rekonstruktion der Siedlungsgeschichte hat Fallmerayer nicht nur Schriftquellen herangezogen, sondern auch *toponymica* und orale Volkslieder; im Gegensatz zu den Griechen sieht der Fragmentist bei den Illyro-Albanern eine Siedlungskontinuität, spricht ihnen aber jegliche Form von Kultiviertheit ab. Doch blieb diese Arbeit kaum beachtet und löste in Albanien selbst auch keine Reaktionen aus. In diesem Fall war die Quellenbasis von Fallmerayer wesentlich beschränkter als in den Historien zu Morea und Trapezunt.

In der wissenschaftlichen Ahnenfrage kommt nun die Orientalistik an die Reihe: Klaus KREISER, „Fallmerayer, Orientalist oder Experte *avant la lettre*?“ (S. 105–119). Fallmerayer hatte immerhin eine Reihe von osmanischen, arabischen und persischen Schriftstücken kopiert und war Ordensträger von Sultan ‘Abdülmeçid. Die Rezeption Fallmerayers in der Türkei steckt allerdings noch in den Anfangsphasen. „Slawische Sprache(n) und slawische Ethnizität in Griechenland. Jakob Philipp Fallmerayer aus der Sicht der heutigen Minderheiten“ lautet der Titel des Beitrags von Christian Voss (S. 121–132), der auf Fallmerayer als Sprachwissenschaftler und seine Thesen zur slawischen Landnahme eingeht sowie auf seine Rezeption in der Slavistik. Stürmisch war hingegen die Rezeption der Slaventhese Fallmerayers in Griechenland, aufgrund des provokanten Einleitungssatzes in der Geschichte der Halbinsel Morea: „Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet. [...] Denn auch nicht ein Tropfen ächten und ungemischten Hellenenblutes fließet in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands“. Das ist das Thema von Ioannis ZELEPOS, „Rezeption durch Reaktion. Zur Bedeutung Fallmerayers für den griechischen Nationaldiskurs im 19. Jahrhundert“ (S. 133–141). An sich kann sich Zelepos kurz fassen, denn das Thema ist bis etwa zur Jahrhunderthälfte von Georg VELOUDIS, „Jakob Philipp Fallmerayer und die Entstehung des neugriechischen Historismus“, *Südost-Forschungen* 29 (1970) 43–90 (und in griechischer Übersetzung *O Jakob Philipp Fallmerayer και η γένεση του ελληνικού ιστορισμού*, Athen 1982) erschöpfend aufgearbeitet worden, wenn auch dazu noch ein zahlreiches popularwissenschaftliches und philhellenisches Schrifttum gerechnet werden muss, das Fallmerayers Slaventhese zu widerlegen sucht (eine solche Abhandlung z.B. in J. Bar. Ow, *Aufzeichnungen eines Junkers am Hof zu Athen*, 2 Bde., Pest, Wien und Leipzig 1854). Die vehementen Reaktionen setzten jedoch erst um 1840 ein, richtet sich das Postulat doch direkt gegen die offizielle Staatsideologie der Kontinuitätsthese und der antiken Nachfahrerschaft Neugriechenlands, die immerhin auch Bayernkönig Otto I. vertreten hat und die dann in der fünfbandigen Nationalgeschichte von K. Paparrigopoulos festgeschrieben wird. Der Staatsfeind Nr. I wird derart nicht nur zum auslösenden Promotor der griechischen Historiographie, aber auch der Sprachwissenschaft und anderen Disziplinen, u.a. auch der Folkloristik (dazu W. PUCHNER, „Ideologische Dominanten in der Beschäftigung mit der griechischen Volkskultur im 19. Jahrhundert“, *Studien zur Volkskunde Südosteuropas und des mediterranen Raums*, Wien, Köln, Weimar 2009, 621–636); der „Hellenengegner“ (ανθέλληγν) ist als Motiv bis in die Dichtung hinein anzutreffen (Maria STASSINOPOULOU, „Die Griechinnen und Fallmerayer‘ – Ein griechisches Gedicht aus dem Jahre 1861“, HASTABA/DE RACHEWILTZ, op. cit., 219–228). Erst gegen Ende des 20. Jh.s werden mildere Töne angeschlagen, da Fallmerayers rassistisches Argument (Blutkontinuität und Rassenechtheit seit dem Altertum, aufgrund der ständigen Bevölkerungsmobilität in Spätantike, Byzanz und Osmanischem Reich von vornherein kaum plausibel) dem Konzept der Kulturkontinuität (manifest in der Sprachtradition) mehr oder weniger gewichen ist. Als Paradigma für diese kaltblütigere Reaktion auf Fallmerayers Slaventhese darf die Monographie von Elli SKOPETEA, *Φαλμεράνερ. Τεχνάσματα του αντιπάλου δέους*, Athen 1997 zitiert werden, wo die Fremdbildkonstruktion des Griechenfeindes in einer tief-schürfenden Analyse der geschichtsphilosophischen Konzeption Fallmerayers vom drohenden Panslavismus (der auch den Deutschen droht) einer verständlichen Erklä-

rung aus den Ideologemen der Zeit heraus zugeführt wird (parallel dazu kann auch ihre Monographie *Το «πρότυπο Βασίλειο» και η Μεγάλη Ιδέα. Όψεις του εθνικού προβλήματος στην Ελλάδα (1830–1880)*, Athen 1988 gelesen werden, das die „Große Idee“, die Wiedereinnahme Konstantinopels, ebenfalls offizielle Staatsideologie, die auch der Bayernkönig Otto I. vertreten hat, analysiert); Zelepos hat sicher recht, wenn er meint, es würde sich lohnen, diese Monographie von Skopetea über Fallmerayer in eine der europäischen Hauptsprachen zu übersetzen, weil sie international einen wesentlichen Beitrag leistet zum kulturhistorischen Verständnis des einseitigen Geschichtsbildes des Fragmentisten. Zelepos selbst geht auf drei Themenachsen ein: die Ausbildung der griechischen Nationalidentität im Zuge des 19. Jh.s (I. ZELEPOS, *Die Ethnisierung griechischer Identität 1870–1912. Staat und private Akteure vor dem Hintergrund der Megali Idea*, München 2002), die Entstehung der Nationalgeschichte von Paparrigopoulos (I. ZELEPOS, „Phoenix ohne Asche“. Konstantinos Paparrigopoulos und die Entstehung einer griechischen Nationalhistoriographie im 19. Jahrhundert“, in: M. Krzoska, H.-Chr. Maner (Hrsg.): *Beruf und Berufung. Geschichtswissenschaft und Nationsbildung in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert*, Münster 2005, 190–215) und über den Begriff des Hellenenhassers (μισέλληνη) oder Griechenfeinds (αυθέλληνη).

Den geographischen Radius der Problematik öffnet der Schlussbeitrag von Walter POHL, „Ethnische Identitäten in Südosteuropa als Forschungsproblem“ (S. 143–153), wo die historischen Paradoxologien und mythisierenden Konstruktionen der modernen Identitätsbildung und ihre Rückprojektionen in die Vergangenheit zur Debatte stehen. Und in dieser allgemeinen Problematik haben Fallmerayers Visionen durchaus ihren Platz, da sie Reichsideologemen und nationalen Mythen zuwiderlaufen, aber keineswegs konsequent, und sie z.T. auch reproduzieren. Doch die Diskussion um Frühformen des ethnischen Zusammengehörigkeitsgefühls noch vor aller Nationalideologie, mit Markern wie Sprache, Religion/Konfession und Lebensweise (vgl. z.B. Chr. ZACH: *Orthodoxie und rumänisches Volksbewusstsein vom 16.–19. Jahrhundert*, Wiesbaden 1977), lässt sich an Fallmerayers Geschichtskonstruktionen nicht gut abhandeln. Wenn Kulturzugehörigkeit und Identifizierungsstrategien als kollektive Lernprozesse begriffen werden und der Identitätsbegriff im Sinne der modernen Multi- und Mehridentität als reversibler und gleitender offener Vorgang begriffen wird, dann ist man der südosteuropäischen Wirklichkeit sicher näher gekommen, aber nicht Fallmerayers Stereotypvorstellungen, die in einem ganz bestimmten historisch-politischen statischen Europabild wurzeln.

Peter SCHREINER bringt noch als Anhang eine Übersicht: „Der wissenschaftliche Nachlass Jakob Philipp Fallmerayers in der Bayerischen Staatsbibliothek“ (S. 155–161) mit einem Inventar der Fallmerayeriana I–III und Alia, die es zukünftig noch aufzuarbeiten gilt (ganz ähnlich wie die ausgedehnte Korrespondenz von Krumbacher). Den gehaltvollen Band beschließen ein Abbildungsverzeichnis, ein Register der Personen und das Autorenverzeichnis. Mit dem vorliegenden Band ist man dem Verständnis von Person und Werk Fallmerayers und seiner historischen Position in der Vor- und Frühgeschichte so viele Wissenschaftszweige sicherlich etwas näher gekommen, da zeitbedingte stereotype Ideologiekomponenten und personenzentrierte geschichtsphilosophische Visionen und politische Phobien deutlicher in ein kritisches Licht gerückt werden und vom stilistischen Genuss seiner Ausführungen nun ge-

trennt werden können. In seinem Werk fließen politische, historische und religiöse Ost-West-Klischees aus Auto- und Heterostereotypen zusammen mit einer unstillbaren Gelehrsamkeit und strengem Quellenstudium, Reiselust und schriftstellerischem Talent, Provokationsfreude und desillusionierendem Sarkasmus, die im Sinne des spätromantischen Orientalismus als Reisenotizen starke Verbreitung und Aufmerksamkeit erfahren haben, während seine wissenschaftlichen Werke nicht den großen Wurf einer Geschichte von Byzanz gewagt haben, sondern Monographien über Peripheriebereiche erbrachten, die aber durch ihre innovative Quellenschließung und kühne Hypothesenbildung beachtenswerte Meilensteine der Wissenschaftsgeschichte für Byzantinistik, Südosteuropaforschung, Slavistik, Gräzistik und Orientalistik (ev. auch Albanistik) geworden sind.

Athen/Wien

WALTER PUCHNER

Traveler, Scholar, Political Adventurer: A Transylvanian Baron at the Birth of Albanian Independence. The Memoirs of Franz Nopcsa. Herausgegeben und aus dem Deutschen übersetzt von Robert Elsie. CEU Press: Budapest 2014. 240 S. ISBN 978-615-5225-80-2.

Die Edition und Übersetzung eines Teils der Memoiren des Barons NOPCSA ist ein gelungenes Werk. Dieses Urteil hat sowohl formale als auch inhaltliche Gründe.

Zum Formalen: Robert ELSIE wählt vor allem jene Teile der Niederschrift aus, die mit der Situation in Nordalbanien zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu tun haben. Die Passagen zum Militärdienst des Barons, zum ersten Weltkrieg oder zu seiner Lebensepisode als Hirte in den Karpaten fehlen hier. Der Grund dazu ist bereits im Titel angegeben: Es geht um die Erfahrungen des Reisenden vor und um die Zeit der albanischen Unabhängigkeit. Der deutsche Text von „Reisen in den Balkan: die Lebenserinnerungen des Franz Baron Nopcsa“ kann in voller Länge, also mit den hier übersprungenen Episoden, in Buchform bezogen werden. Robert Elsie übernahm seine Herausgeberschaft im Jahre 2001. Nopcsa selber hat die Memoiren nicht zu Lebzeiten publiziert; auch wenn er es tun wollte.

Elsie stellt neben einer kurzen – vielleicht zu kurzen – Einleitung und einigen Fotos von Nopcsa eine umfassende Bibliographie vor. Darin kommen gut sortiert sowohl die Werke des Barons als auch Schriften über ihn vor. Die 191 Bücher und Aufsätze des Wissenschaftlers aus adeligem Stand zeigen eindrücklich von seinen vielseitigen Interessen: Archäologie, Ethnographie, Geographie, Geologie, Zoologie, Anatomie und vor allem Paläontologie waren seine hauptsächlichen akademischen Betätigungsfelder. Daneben verfolgte Nopcsa auch – eigene – politische Ziele. Diese „politische Arbeit“ kommt im übersetzten Text seiner Memoiren zum Ausdruck. Ein Verzeichnis von Orts- und Personennamen sowie ein mehrsprachiges Glossar geographischer Bezeichnungen – nicht aber ein Sachverzeichnis – runden das Buch ab.

Dem Übersetzer ist es gelungen, die verschiedenen Tonalitäten des Textes ins Englische zu übertragen. Einmal ist der Autor der Memoiren heiter, mal sachlich, mal bitter und zynisch. Das wird dem Leser, der keine Kenntnisse der deutschen Sprache hat und deshalb die Übersetzung ins Englische liest, ohne Anstrengung deutlich. Elsie unterteilt die Memoiren in vier Teile. Im ersten geht es um die ersten Reisen (in

den Jahren 1903–1904); der zweite Teil trägt die Überschrift „Forschung in Albanien“ und behandelt die Jahre 1905–1910. Der dritte Teil widmet sich den Jahren 1910–1912, also dem Zeitraum zwischen der Annexion Bosniens durch Österreich-Ungarn und den Balkankriegen. Letztlich geht der vierte Teil auf die Zeitperiode zwischen den Balkankriegen und dem ersten Weltkrieg 1912–1914 ein.

Und nun zum Inhaltlichen: Hier gilt es jedoch zu unterscheiden zwischen dem Beitrag Elsie und den eigentlichen Memoiren des Barons Nopcsa.

Wie bereits erwähnt, gelingt es Elsie sehr gut, die Memoiren mit unterstützendem Material anzureichern. Auch die Übersetzung ist sehr gelungen. Elsie setzt es sich zum Ziel, englischsprachigen Forscherinnen und Forschern Material zu Nopcsa zu geben. So sind Übersetzung und Bibliographie zu erklären. Dieses Ziel wird zweifelsohne erfüllt. In seiner kurzen Einleitung stellt der Herausgeber die wichtigsten Lebensstationen Nopcsas vor. Für eine erweiterte Biographie sieht er keine Notwendigkeit, denn viel wurde schon über den Autor der Memoiren geschrieben. Dann geht Elsie auf die Editions-geschichte der Memoiren ein und macht einige Bemerkungen zur Person Nopcsas, so wie sie in den Memoiren greifbar wird.

Wenn überhaupt, ist das die einzige Schwäche dieser Edition. Es darf daran ge-zweifelt werden, ob diese Bemerkungen notwendigerweise in die bewusst kurz gehaltenen Einleitung gehören. Wenn Elsie die Memoiren schon kommentieren möchte – was durchaus wünschenswert wäre –, dann wäre eine Auslotung der historischen Ereignisse auf die Nopcsa eingeht, viel wichtiger. Gerade Elsie hätte diese Ereignisse, die aus der ersten Person-Perspektive des Barons referenziert werden, in eine weitere Perspektive einbetten können. Stattdessen sind seine Bemerkungen zur Person Nopcsas entweder allzu evident – dass er wohl ein schwieriger Mensch war, fällt dem Leser beim Lesen der Memoiren sofort auf – oder dem Text unangemessen, sowohl Homosexualität als auch Antisemitismus kommen viel weniger prominent vor, als die Einleitung suggeriert. Doch das ist nur eine untergeordnete Kritik der Edition.

Nopcsas Memoiren an sich zum Gegenstand einer Rezension zu machen, kann dem Text nicht gerecht werden. Sie bräuchten eine viel umfassendere Diskussion über Kontext, Zusammenhang, aber vor allem auch über die Absichten des Barons. So viel sei erwähnt: Er bevorzugte und arbeitete für die Einrichtung einer albanischen Entität, wohl als unabhängigen Staat, unter dem Einfluss Österreich-Ungarns. Er sah den Untergang des Osmanischen Reiches als sicher an und erkannte, dass Italien ein großes Interesse an Albanien im eigenen Einflussbereich hatte. Serbien – und weniger wichtig Montenegro – sah er als große Probleme für die Interessen der Doppelmonarchie und plante daher, beide Länder in einer geostrategischen Klammer zu nehmen: Die Monarchie im Norden und eine albanische Entität, wohl ein unabhängiger Staat, der den größten Teil des albanischen Siedlungsgebiets umfasste, im Süden. Zuletzt wollte er selber Oberhaupt dieser Entität werden, um ihren Fortbestand und ihre internationale Anerkennung sowie finanzielle Mittel zu garantieren.

Freilich war Nopcsa nicht der einzige, der die Situation so beurteilte. Das besondere an ihm ist jedoch die Vielfalt an Perspektiven, die er einnehmen kann. Die von ihm präferierte Lösung war – seiner Überzeugung nach – nicht nur gut, weil sie der Monarchie diene. Sie war überlegen, weil sie auch den Albanern diene. Und dies nicht in einer Ableitung des Nutzens der mitteleuropäischen Macht, sondern weil sie die Interessen der Albaner vollkommen erfüllte. Der Baron war offenbar davon über-

zeugt, dass die Ziele der Albaner und jene der Monarchie durch seine Lösung beide an sich und nicht bloß als Mittel für etwas anderes erfüllt werden. Und dies konnte er, und vermutlich nur Wenige außer ihm, nur dank seiner intimen Beziehungen zu den Berglern in Nordalbanien beurteilen.

Ihm kann jedoch Verschiedenes vorgeworfen werden: Zunächst bleibt es unklar, ob die Interessen der Bergler im Norden auch jene der Albaner im Süden repräsentierten. Der Baron scheint davon ausgegangen zu sein. Dann und viel wichtiger ist es, dass er das politische Spiel in Wien nicht beherrschte. Nicht nur das: Weil er kein politisches Geschick hatte, enttäuschte ihn die politische Arbeit sehr; er äußerte sich negativ über sie und konnte darin letztlich auch nie obsiegen. In den Episoden der Memoiren zeigt er sich darüber erfreut, die Politik mit praktischen und semantischen Trickereien zu überlisten. Und genau daran scheiterte er. Mit seiner List, die er gerne anwendete, wurde ihm misstraut.

Diese sind jedoch nur wenige, oberflächliche und grobe Charakterisierungen und Einordnungen seiner Memoiren, die sicherlich längerer Diskussionen wert sind.

Darüber hinaus gibt die Lektüre der Memoiren Einblick in verschiedene andere Zusammenhänge. Ohne dass sich ihr Autor darauf konzentriert hätte – und vermutlich gerade deswegen am interessantesten – sind die Zersetzungserscheinungen im Osmanischen Reich, die letztlich willkürlichen Prozesse in den Ministerien Österreich-Ungarns, die Einbildung der nicht-lokalen „Eliten“ in „Provinzstädtchen“ wie Shkodër oder auch die Differenzierung innerhalb der albanischen Gesellschaft. Verschiedene heute vorherrschende Denkfiguren, die auch schon strenger Forschung unterzogen wurden, erfahren in Nopcsas Memoiren eine Relativierung. Das Ehrenwort der Albaner – *Besa* – konnte gebrochen werden ebenso wie Gäste zwischendurch von den eigenen Gastgebern ausgeliefert oder eingesperrt wurden. Das soll freilich nicht heißen, dass die Bedeutung jener Elemente der albanischen Gesellschaft übertrieben wurde, sondern lediglich, dass auch in der Stammesgesellschaft sich nicht alle daran hielten.

Doch auch diese Auseinandersetzung mit dem beiläufig Erwähnten bedarf einer Vertiefung. Und beides ist das eigentlich Interessante an diesen Memoiren: Wie jede Erinnerung, sind sie subjektiv geschrieben. Aber sie geben einen privilegierten Einblick in viele Zusammenhänge, die heute noch erforscht werden (müssen).

Baron Nopcsas Memoiren liegen in Englisch vor. Robert Elsie's Edition und Übersetzung geben Einblick in ein bewegtes Leben und in eine bewegte Region. Elsie's Werk kann nur gelobt werden; jenes des Barons hingegen muss mit der gleichen Skepsis betrachtet werden, wie alle Erzählungen in der ersten Person. Auf jeden Fall geben sie detaillierte Einsicht in die nordalbanische Gesellschaft, dem kollabierenden osmanischen Reich, dem komplizierten politischen Spiel und in die Geisteshaltung seines Autors. Und auf jeden Fall sind sie unterhaltsam und lehrreich.

Bern

HENRIQUE SCHNEIDER

ĐORĐE TOMIĆ: „Phantomgrenzen“ in Zeiten des Umbruchs – die Autonomieidee in der Vojvodina der 1990er Jahre. Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin, Philosophische Fakultät I, publiziert am 25.03.2015, urn:nbn:de:kobv:11-100228295.¹

Die Vojvodina – die einzige jugoslawische Provinz, die sich infolge des Staatszerfalls nicht für unabhängig erklären sollte – steht im Zentrum der Dissertation des Berliner Historikers Đorđe TOMIĆ. Sein wesentliches Erkenntnisinteresse gilt den Kontexten der Entstehung bis heute anhaltender Differenzdiskurse, wie sie am prononciertesten von Befürwortern der politischen Autonomie formuliert wurden. Hierzu nimmt Tomić den Leser mit in die lokalen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Realitäten der späten 1980er und 1990er Jahre, die den wesentlichen Hintergrund des Aufkommens vojvodinischer Autonomievorstellungen bildeten. Zur Rekonstruktion ihrer historischen Kontexte, Funktionen und Konsequenzen, greift der Autor auf das Konzept der „Phantomgrenzen“ zurück; einen akteurszentrierten Ansatz, der das Auftauchen „früherer, zumeist politischer Grenzen oder territorialer Gliederungen [problematisiert, MT], die, nachdem sie institutionell abgeschafft wurden, den Raum weiterhin strukturieren“ (VON HIRSCHHAUSEN/GRANDITS/KRAFT 2015: 18). Tomić hat für dieses Unterfangen umfangreiche, teilweise bislang gesperrte Aktenbestände der politischen Parteien und zivilgesellschaftlichen Gruppen gesichtet, anhand derer er im ersten Kapitel in die Kontexte und die politischen, gesellschaftlichen und medialen Akteure der vojvodinischen Autonomieidee einführt. In diesem Zusammenhang unterzieht er auch bisherige Deutungen der Ereignisse rund um die als „Meetings der Wahrheit“ bekanntgewordenen Proteste des Jahres 1988 einer Revision. Anders als Autoren vor ihm (vgl. v.a. VLADISAVLJEVIĆ 2008: 88ff.) sieht er in der Absetzung der vojvodiner Parteiführung nicht das Resultat einer *grass root*-Bewegung der Kosovoserben. Die politischen Ereignisse in der Vojvodina seien weder unmittelbare Folge eines genuinen Protests „von der Straße“ noch eines „Ausbruchs des Nationalismus“ gewesen. Sie hätten vielmehr einen willkommenen Anlass zur Abrechnung mit den Protagonisten des „alten Regimes“ und der individuellen Bereicherung geliefert, insofern der Sturz der Parteiführung einen Elitenaustausch in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen mit sich brachte. Immer mehr Menschen – gerade die Intellektuellen und Vertreter der alten Eliten – begannen in diesem Zusammenhang, die „anti-autonomistische“ Trendwende ab Oktober 1988 als Beginn des persönlichen Abstiegs gegenüber einer „serbisch-nationalistischen“ Dominanz zu

1 In der Zwischenzeit ist im Wallstein-Verlag die überarbeitete Fassung in der Reihe „Phantomgrenzen im östlichen Europa“ erschienen. Hierbei unterzieht Tomić seinen in der hier besprochenen Dissertationsschrift dargelegten Erkenntnissen einem Vergleich mit den im rumänischen Teil des Banats zirkulierenden Autonomiediskursen. Diese hätten sich neben einigen Gemeinsamkeiten der Fälle noch mehr als in der Vojvodina entlang vermeintlicher zivilisatorischer Differenzen artikuliert, wobei auch der Rückgriff auf die Habsburger-Monarchie hier expliziter ausgefallen sei. Ein Effekt für politische Mobilisierung und Mehrheitsbildungen, so der Autor, sei in Rumänien jedoch weitgehend ausgeblieben. (TOMIĆ, Đorđe: *Phantomgrenzen und regionale Autonomie im postsozialistischen Südosteuropa. Die Vojvodina und das Banat im Vergleich*. Göttingen: Wallstein 2016, ISBN 978-3-8353-1955-4, 18f.)

deuten. Es sei genau dieser Antagonismus von alten und neuen Eliten, von Gegnern und Befürwortern der Aufhebung der Autonomierechte gewesen, welcher dazu führte, dass von bestimmten politischen und gesellschaftlichen Akteuren die Besonderheit der Vojvodina und ihrer Bewohner hervorgehoben und hierbei auf vermeintlich „historische“ Grenzziehungen rekurriert wurde. Diese „Phantomgrenze“ wurde zum strukturbildenden Aspekt eines Diskurses, der von Teilen des politischen und zivilgesellschaftlichen Spektrums, getragen wurde, das sich im Zuge der zunehmenden Pluralisierung ab 1990 herausbildete und neben politischen Gruppierungen auch Intellektuellennetzwerke und oppositionelle Medienvertreter umfasste. Fester Bestandteil war hierbei die Etablierung dichotomer Zuschreibungen. Eine durch das Habsburger Vielvölkererbe bedingte Toleranz und Friedliebigkeit der Vojvodiner wurde etwa der ausufernden Gewalt im Namen eines ethnisch homogenen Großserbiens entgegengesetzt und ermöglichte so die aktive Konstruktion einer symbolischen Grenze zwischen der Vojvodina und dem serbischen Kernland. Auch die eigene wirtschaftliche Prosperität – ebenso wie ihre vermeintliche Ausbeutung durch Belgrad – stärkte die Etablierung einer symbolisch wirksamen Phantomgrenze und wurde in diesem Zusammenhang als unzumutbare historische Kontinuität dargestellt, der nur mit einer weitreichenden Autonomie begegnet werden könne.

Während der politische Einfluss autonomistischer politischer Akteure insgesamt marginal geblieben sei, habe sich während der 1990er Jahre doch ein kollektives Gefühl regionaler Zugehörigkeit entfalten können. Zur Interpretation dessen wendet Tomić sich im zweiten Kapitel der Kulturproduktion zu, welche nicht nur für ethnonationale serbische Identitätspolitik genutzt, sondern gleichermaßen für konkurrierende Projekte wie das der vojvodinischen Autonomieidee eingesetzt wurde. Zur Demonstration dieser These unterzieht er der Lyrik und Musik des populären Novi Sader Liedermachers Đorđe Balašević einer umfassenden Analyse; ein innovativer Zugang, der über den konventionellen geschichtswissenschaftlichen Quellenkorpus hinausgeht. Durch seine Texte und Musik habe Balašević die Vojvodina als „Symbol eines bestimmten [multikulturellen und friedlichen, MT] Wertesystems“ in Abgrenzung zum aggressiven serbischen Ethnonationalismus konstruiert. Anders als für die Befürworter einer politischen Autonomie diene für Balašević der Rückgriff auf die Vojvodina und die Konstruktion von Gegensatzpaaren, die deren Bewohner vermeintlich auszeichneten, primär der Abgrenzung vom nationalistischen Serbien, wodurch er eine „jugoslawische“ Normalität artikulierte. Die Texte und Lieder Balaševićs hätten hierbei jedoch zu keinem Zeitpunkt eine erschöpfende Antwort auf den Nationalismus dargestellt. Tomić zufolge lag dies vor allem am Widerspruch zwischen dem diskursiven „Ideal“ und dem „Alltag“ der Menschen, welcher Gegenstand des dritten und vierten Kapitels ist, in denen er eine Sozialgeschichte der Mangelwirtschaft in den Städten Sombor und Pančevo an der Grenze zu Ungarn bzw. Kernserbien liefert. Durch die Auswertung wirtschaftlicher und administrativer Daten sowie der lokalen und überregionalen Zeitungen und die Einbeziehung von *oral history*-Quellen fragt er nach der konkreten Bedeutung der zuvor skizzierten Autonomiediskurse, wobei er spannende Einsichten vermittelt. So legt er etwa dar, dass für die Bewohner der Kleinstadt Sombor weniger die Existenz einer serbisch-vojvodinischen „Phantomgrenze“ entscheidend gewesen sei, als vielmehr die Nähe zur ungarischen „Benzingrenze“, die einer Schattenwirtschaft zu Hochkonjunktur

verhalf und den Alltag der Menschen maßgeblich strukturierte. Eine prekäre materielle Situation habe dazu geführt, dass Beschwörungen der „nationalen Einheit“ in Sombor nur mäßigen Erfolg hatten und die Deutung der eigenen Lage eher im Rahmen eines Viktimisierungsdiskurses erfolgte, den Tomić als Demobilisierungsstrategie der lokalen Eliten interpretiert. Diese hätten durch den Verweis auf die frühere Bedeutung der Stadt und die „äußeren Einflüsse“, denen man „ohnmächtig“ gegenüberstehe, die eigene Verantwortung abwälzen und in ein diffuses kollektives Gefühl der Benachteiligung übersetzen können. Auch der Alltag des südbanater Regionalzentrums Pančevo wird im Zeichen von Krieg und UN-Sanktionen als „zwischen Armut und Hoffnungslosigkeit“ (S. 253) changierend charakterisiert. Mit der Aufhebung der Autonomie im Jahr 1988 habe sich eine Annäherung an Belgrad vollzogen. Gleichzeitig wurde jedoch ab 1991 ein von politisch sehr unterschiedlichen Akteuren getragener Regionalismus artikuliert, der auf das Banat als „historischen“ Raum mit einer „eigenen“ Geschichte rekurrierte und insofern dem vojvodinischen Autonomiediskurs ähnelte. Letztlich seien jedoch sowohl die Somborer wie auch die Pančevoer Variante der Betonung eines historisch distinkten Erbes im Alltag der Menschen praktisch ohne Wirkung geblieben. Angesichts der ökonomischen Misere habe die Betonung einer eigenen Tradition entlang der „Phantomgrenze“ für politische Projekte keinen Erfolg gezeitigt.

Im Einklang mit diesen Forschungsbefunden formuliert Tomić in einem sehr konzisen Schlusskapitel die These, dass der Autonomiediskurs vor allem eine Kompensationsmöglichkeit angesichts aktueller Zumutungen in einer wirtschaftlichen wie ideologischen Zeit der Entwertung und Umdeutung dargestellt habe. Dies habe jedoch primär für Angehörige der alten Eliten funktioniert, die mithilfe dieses Diskurses die Möglichkeit bekamen, ihren eigenen Abstieg zu narrativieren und zu plausibilisieren. Für die breite Bevölkerung, deren materielle Lage immer prekärer wurde, war er jedoch keine ernstzunehmende Ressource. Zudem hätten die Protagonisten der vojvodinischen Autonomieidee mit den inflationären Verweisen auf ein „Habsburger Erbe“ primär ein allgemeines Bedürfnis nach Sicherheit und verhältnismäßiger Prosperität im Sozialismus artikuliert. Die „Phantomgrenzen“ dienten hierbei dazu, etablierte Wertvorstellungen mit einer neuen Deutung aufzuladen, sodass etwa jugoslawische „Brüderlichkeit und Einheit“ durch eine „historische vojvodiner Toleranz und Multikulturalität“ ersetzt wurde. Die Vojvodina der 1990er Jahre sei insofern, so das Fazit, eher als ein „sozialistisches jugoslawisches Phantom“ zu bezeichnen, wobei der Verweis auf das Habsburger Erbe sozialistischen Ideen zu Legitimität verhelfen und diese mit den veränderten Realitäten der Umbruchszeit in Einklang bringen sollte (S. 289).

Tomić hat mit seiner Studie ein quellengesättigtes Beispiel für das Potential des theoretischen Ansatzes der „Phantomgrenzen“ geliefert. Es ist ihm dabei gelungen herauszuarbeiten, wie die Akteure in der Vojvodina zur Orientierung in Zeiten des ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Umbruchs auf vergangene Raumordnungen zurückgriffen und diese mit neuem Sinn ausstatteten. Dies sieht er gleichzeitig nicht als determinierten Prozess an, sondern als Teil eines Kampfes um die Legitimität politischer Ordnungsvorstellungen und als Gegenstand konkurrierender Interessen und Strategien, in diesem Fall vor allem denen der Protagonisten von Autonomievorstellungen. Am Ende überwiegt der Eindruck, dass diese für den Alltag

der Menschen insgesamt nur eine marginale Rolle spielten. Dies könnte auch mit den impliziten strukturgeschichtlichen Prämissen zusammenhängen, welche der Arbeit zugrunde liegen und bei denen die primär als elitäre Legitimitätsressource verstandene nationale (bzw. regional-autonomistische) „Ideologie“ der „sozioökonomischen Situation“ gegenübergestellt wird. So erhält der Leser zwar ein sehr facettenreiches Bild von der Morphologie eines Diskurses der politischen, kulturellen und medialen Protagonisten des Autonomiekonzepts, in dessen Rahmen der Rückgriff auf „historische“ vojvodinische Grenzen von zentraler Bedeutung war. Die Rezeption dieser Konzepte, ihre konkrete Aneignung über Wahlergebnisse hinaus oder die Frage nach der Rolle jener für die Autonomieidee konstitutiven Dichotomien und Abgrenzungen im Alltag der Menschen bleiben jedoch verhältnismäßig unterbelichtet. Auch über das Verhältnis von Autonomieideen und konkreten Praktiken der Raumstrukturierung und der Neuordnung alltäglicher Raumbezüge erfährt man recht wenig. Zwar betont Tomić, dass sich die Arbeit nicht vor dem Hintergrund des *spatial turn* positioniere; ein Fokus auf die Herstellung des Raumes durch historische Akteure wäre jedoch durchaus interessant gewesen hinsichtlich der Verortung der Autonomieidee über ihre Rolle als bloße Legitimationsstrategie hinaus. Darüber hinaus muss hier die zum Teil sehr lang ausfallende Zitation des Quellenmaterials angemerkt werden, die mancherorts nicht zwingend nötig und dem Lesefluss eher abträglich scheint. Den geneigten Leser dürfte das jedoch nicht stören, da dies vor allem Dokumente betrifft, die mit Tomićs Dissertation nun auch deutschen Lesern zugänglich sind. Die Auseinandersetzung mit dem Wiederauftauchen von Grenzen in der Vojvodina und den hierbei beteiligten Akteuren kann in dieser Hinsicht nicht nur als eine überzeugende Fallstudie zur Erprobung des theoretischen Ansatzes der „Phantomgrenzen“ gelesen werden. Sie stellt darüber hinaus eine sozialgeschichtliche Einführung in die postjugoslawische Vojvodina dar, die als Ausgangspunkt zur weiteren Beschäftigung mit der Region für zukünftige Studien von großem Nutzen sein wird.

Literatur

- VLADISAVLJEVIĆ, Nejboša (2008): *Serbia's Antibureaucratic Revolution. Milošević, the Fall of Communism and Nationalist Mobilization*. Basingstoke.
- VON HIRSCHHAUSEN, Beatrice; GRANDITS, Hannes; KRAFT, Claudia u.a. (2015): „Phantomgrenzen im östlichen Europa. Eine wissenschaftliche Positionierung“. In: Dies. (Hrsg.): *Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken*. Göttingen. 13–56.

Berlin

MATTHIAS THADEN